T7.

Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

Nr. 1 Leipzig, den 7. Januar 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungs=Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Friede höher als alle Vernunft — Religion und Moral: 1. Die ethische und die religiöse Strömung unsrer Tage; 2. Die Vorwürfe der Moralisten gegen die Religion; 3. Die Verteidigung der Religion gegen die Vorwürfe der Moral — Ueber David Friedrich Strauß: 1 — Pfannschmidt — Melanchthon=Spiel von A. Thoma — Verschiedenes: Das Evangelium der freiwilligen Armut; Die Sandgräfin; Ein neues Buch von Jan Maclaren; Deutsch=Christliche Bildung; Das armenische Hilfswerk — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen

Friede höher als alle Vernunft

Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu. Phil. 4, 7.

Wo Friede ist, da ist wohl ein halbes Himmelreich auf Erden, sagte Luther, und wer wollte es ihm nicht gern nachsprechen. Und wo ist Frieden? Nicht wo die Begierde eine flüchtige Befriedigung erhascht, sondern da wo Vernunft regiert, wo man nicht das Unmögliche anstrebt, sondern die Dinge nimmt, wie sie sind; wo man sich still in das Unvermeidliche findet; wo man vernünftig mit den Menschen umgeht und auch Vernunft annimmt, wenn sie uns zurecht weisen; wo man Gründe und Gegengründe vernimmt, wenn Pläne entworfen und Entschlüsse gefaßt werden. Wie viel innere Qual und Zerrissenheit, wie viel Streit und Zwietracht könnten wir uns ersparen, wenn wir uns von der Vernunft regieren ließen! Dem Christen wünscht aber der Apostel einen Frieden, höher denn alle Vernunft.

Höher als alle Vernunft ist der Friede der Christen mit Gott, des Sünders mit dem Heiligen, des Schuldigen mit dem Richter. Denn Christus ist unser Friede, durch ihn haben wir Frieden mit Gott. Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr der auch auferstanden ist, ist zur Rechten Gottes und vertritt uns. Und ob uns unser Herz — und wir dürfen sagen, ob uns unsre Vernunft verdammet, so ist Gott größer denn unser Herz, und wir dürfen eine Freudigkeit haben, einen Frieden höher denn alle Vernunft. Denn der Herr ist nahe.

Wer vernünftig denkt und handelt, wird den Frieden Andrer nicht stören, wird niemand zu nahe treten, lieber einmal nachgeben, um das kostbare Gut des Friedens zu bewahren. Wo man aber mutwillig unsern Frieden gestört hat, und wir bereit sind zur Versöhnung, da verlangen wir wohl, daß der Andre uns entgegenkommt, daß er den ersten Schritt thut, und als der Beleidiger uns die Hand biete, da ist vielleicht solche Forderung sehr billig, unsre Erwartung höchst vernünftig. Aber unsre Friedfertigkeit muß höher sein denn alle Vernunft, denn der Herr ist nahe, der Herr, dem niemand etwas zu verzeihen hatte und der uns allen zuruft: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig. Versöhne dich mit deinem Widersacher bald.

Du siehst, wie deine besten Absichten verkannt, die vernünftigsten Ratschläge nicht befolgt werden, die heilsamsten Unternehmungen mißlingen, wie Schlechte und Unfähige dir vorgezogen werden, wie die Unschuld unterdrückt wird und die Bosheit triumphirt, kurz wie so oft die Unvernunft regiert. Wie gerecht ist dann unser Unmut, wie vernünftig unser Groll! Dann heißt es wieder: der Friede Gottes, höher als alle Vernunft, bewahre dein Herz. Der Herr ist nahe, der dies alles im reichsten Maße nicht bloß mit ansehen, sondern über sich ergehen lassen mußte, und den Frieden fand er in dem Gebet: Dein Wille geschehe. Denn Gottes Wille ist allezeit ein guter und gnädiger Wille. Er fängt seine Sache wunderlich an, aber führt alles herrlich hinaus.

Ja dieser Friede Gottes bewahre unsre fragenden Herzen und unsre zagenden Sinne.

Und zumal dann, wenn beim Gedenken an das letzte Stündlein die Vernunft den Frieden stören oder doch erschüttern will. Das eigne Gefühl spürt das Schwinden unsrer geistigen Kräfte, ja der Vernunft selbst. Die Erde spricht: Du bist mein, keiner Vernunft gelingt ein Blick über das Grab hinaus. Dann spricht der Ewige: Du bist mein, geschaffen nach dem Bilde des Ewigen. Dann ist der Herr nahe, der dir Trost zuspricht: ich habe den Tod überwunden, ich bin hingegangen, dir die Stätte zu bereiten, ich hole dich; wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Das giebt Frieden, höher denn alle Vernunft; der wird unsre Herzen und Sinne bewahren in Christo Jesu.

O Flügel

Religion und Moral

Uebersicht: 1. Die ethische und die religiöse Strömung unsrer Tage; 2. Die Vorwürfe der Moralisten gegen die Religion; 3. Die Verteidigung der Religion gegen die Vorwürfe der Moral; 4. Religion und Moral in ihrer gegenseitigen Bedingtheit durch einander; 5. Das thatsächliche Verhältnis von Religion und Moral im Laufe der Geschichte.

1. Die ethische und die religiöse Strömung unsrer Tage

Unsre gegenwärtige Lage scheint mir etwa folgende zu sein. Materialismus und Naturalismus haben abgewirtschaftet. Man fühlt, daß man mit den Worten: Materie, Stoff, Natur nicht auskommt, die immer wieder auftauchenden Rätselfragen: Woher, wohin, wie weit, wozu, du Menschenkind? zu erklären. Friedrich Albert Lange hat in seiner berühmten Geschichte des Materialismus den Materialismus als Weltanschauung endgiltig geistig besiegt, was natürlich nicht hindert, daß ihn heute noch hundert kleinere Geister anbeten, als ob sein Thron noch felsenfest stände. Die geistige Führerstelle ist ihm entrissen. Man sieht auch ein, daß man mit dem Schlagwort Kampf ums Dasein nicht alle, am allerwenigsten die edelsten Erscheinungen des Menschenlebens erklären kann, und Nietzsche, der ihn sogar zum Prinzip der Moral erheben wollte und von Uebermenschen träumte, ist bekanntlich in geistige Nacht versunken. Die traurigen praktischen Folgen des Materialismus als Weltanschauung: Gründerschwindel, Genußsucht, Geld= und Machtvergötterung, allgemeine Verrohung des Urteils und des Empfindens, Protzentum, Unsittlichkeit, Kultus des Fleisches u. s. w. kennt jeder. Das ist in Wahrheit das moderne Heidentum.

Die Papstkirche und die protestantische Orthodoxie werden nicht müde, sich mit Emphase als die Erlösung aus dem Banke=

rott anzupreisen. Aber ihre Lehren widersprechen so sehr dem Wahrheitsbewußtsein der modernen gebildeten Welt, ihre Einrichtungen so sehr dem Freiheits- und Selbständigkeitsdrang der Gegenwart, daß ihr Werben keinen entsprechenden Erfolg hat. Viele der besten und tüchtigsten Menschen halten es nicht einmal mehr der Mühe wert, ihre Expektorationen zu lesen, geschweige denn sie ausführlich zu widerlegen.

Dagegen läßt sich eine tiefgehende ethische Strömung nachweisen. Es wird wieder Moral gepredigt, überall, in den Zeitungen, in den Vereinen, in den Parlamenten; selbst die unmoralischsten Leute werfen sich als ihre Verteidiger auf; Beweis genug, daß Moral gegenwärtig wieder etwas gilt. Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe, Achtung der sittlichen Menschenwürde sind die Schlagworte des Tages. Die romanischen Länder kämpfen mit dem Moralunterricht gegen den Materialismus und Naturalismus zur Linken und gegen den Romanismus zur Rechten. In Amerika, England und Deutschland breiten sich die ethischen Gesellschaften aus, werden ethische Werke von tiefem Gehalt geschrieben und gelesen, und niemand wagt die absolute Giltigkeit des ethischen Maßstabes anzutasten, niemand wagt, die Sittlichkeit gleich der Religion als bloße Privatsache zu bezeichnen, sie gilt allgemein für die Weltentwicklung als notwendig, unentbehrlich. Sie ist der Lebensnerv der sozialen Bewegung der Gegenwart.

Und neben der ethischen Strömung und über sie emporführend ist wohl auch eine religiöse wahrnehmbar. Es fehlt ihr zwar an Einheit, sie geht meist neben dem offiziellen Kirchentum her und verwickelt sich sehr oft in Konflikt mit ihm, aber sie ist sozusagen überall vorhanden. Gebildete Laien schreiben über religiöse Fragen wieder häufiger als seit Jahren. Der religiöse Roman wird lebhaft gepflegt; selbst auf die Bühne wird die Religion gezogen. Die Person Christi erfreut sich einer Anerkennung und Verehrung wie schon längst nicht mehr. Egidy, Schrempf, Tolstoi haben Schule gemacht. Das religiöse Zeitschriftwesen hohen und niedern Stils ist ausgebildeter als je. Auch die soziale Bewegung ist gegen die Religion nicht mehr so schroff ablehnend wie etwa vor einem halben Jahrzehnt. Die modernen Zukunftsbilder à la Bellamy rechnen mit der Religion als einem bleibenden Faktor der Weltentwicklung; die gebildeten und volkstümlichen Sekten haben gute Tage, und selbst die Landeskirche hat schon schlechtere Zeiten gesehen.

2. Die Vorwürfe der Moralisten gegen die Religion

Zwischen jener ethischen und dieser religiösen Bewegung besteht nun ein ziemlich scharfer Gegensatz, und dieser Gegensatz eben scheint mir eine der brennendsten Zeitfragen zu sein. Die bloßen Moralisten machen den Verfechtern der Religion die schwersten Vorwürfe, und diese zahlen sie heim, so gut sie können. Wir wollen die wichtigsten hören. Wenn die Mehrzahl der Ethiker sittlich anrüchige Leute wären, würden wir es mit diesen Vorwürfen nicht so ernst nehmen, aber es sind unter ihnen sehr ehrenwerte Männer, die unsre Beachtung verdienen, wie der leider verstorbne Georg von Gizycki, Stanton, Coit, Felix Adler, Jodl und Andre.

Sie machen der Religion nicht bloß die allbekannten Vorwürfe, daß sie zu allen Zeiten eine Feindin des wissenschaftlichen Fortschrittes, eine Hüterin des volksverdummenden Aberglaubens gewesen sei, daß sie von Zeit zu Zeit die Völker geradezu mit Wahnsinn schlage, sodaß sie im Namen der Religion die furchtbarsten Greuelthaten begehen, daß sie ihrem Wesen nach intolerant sei, daß nur mit Abnahme der Religion die Toleranz zunehme, weil nur der, der selbst keinen eignen Glauben habe, jeden Glauben mit gleicher Milde betrachten könne, sondern sie machen ihr den neuen großen Vorwurf, daß sie die Sittlichkeit verderbe, im günstigsten Fall sie nicht zu ihrer vollen Kraftentfaltung gelangen lasse. Sie richte den Blick der Menschen nach dem Himmel und mache sie darum blind für die Aufgaben auf der Erde, sie dämpfe den sittlichen Ernst wie die sich selbstverleugnende Liebe. Sie tröste die Armen und die Unterdrückten mit der Vergeltung im Jenseits, um damit die sittliche Forderung des eignen Gewissens,

ihnen hier schon Hilfe und Recht zu verschaffen, einzuschläfern, sie lade die Menschenpflichten auf die Schultern der Gotthe[it] ab, die werde wohl Mittel und Wege finden, damit fertig z[u] werden, sie lasse den Frommen andächtig schwärmen und täusch[e] ihn damit über die Pflicht des Guthandelns hinweg. S[ie] predige die Vorsehung Gottes und schläfere die menschlich[e] Wachsamkeit ein. Die Furcht, von den Menschen bei einer Uebel[-] that ertappt und dafür gestraft zu werden, sei ein wirksamere[s] Motiv, sich vor der Sünde zu scheuen als die Furcht vor Go[tt] im Himmel; erst wenn jede Schuld auf Erden gerächt werd[e,] bekommen die Menschen die Kraft, recht zu thun. Die Ve[r-] gebung der Sünden durch Gott oder durch das Blut Chri[sti] lähme die eigene sittliche Kraftanstrengung. Vollständige Hi[n-] gabe an das Rechtthun sei der einzige Akt der Buße, durch d[en] wir mit unserm vergangnen Selbst versöhnt werden könne[n,] der einzige Weg zum innern Frieden. Das Gebet sei in viel[en] Fällen nichts andres als eine Bitte, ein Versuch, das vo[m] Schicksal und der Pflicht klar vorgeschriebne Opfer zu umgehe[n.] Ueberhaupt wirke die persönliche Vereinigung mit Gott ni[cht] ethisch. Je mehr man sich zu Gott hindränge, um so weit[er] entferne man sich von den Brüdern, je mehr man sich zu d[en] Hohen halte, um so mehr stoßen einen die Niedern ab. [Je] mehr man den persönlichen Verkehr mit Gott pflege, um [so] aristokratischer, selbstsüchtiger werde man; wenn man fest übe[r-] zeugt sei, daß einen Gott liebe, strenge man sich nicht mehr a[n,] auch die Liebe der Menschen zu erwerben. Je mehr Religi[on,] um so weniger Sittlichkeit; je weniger Religion, um so me[hr] Sittlichkeit. Je weniger man in seiner Not zu Gott Zuflu[cht] nehme, um so mehr strenge man seine eigne Kraft an und übe[r-] winde den eignen Hochmut und nehme Zuflucht zu der Hi[lfe] der Brüder. Je weniger man seinen Dank im allgemein[en,] gleichsam in Bausch und Bogen auf so bequeme Weise ein f[ür] alle mal, etwa in der offiziellen Gottesdienststunde gegen G[ott] abwandle, um so mehr komme einem zum Bewußtsein, w[as] man den Brüdern, was man der ganzen Vergangenheit zu v[er-] danken habe, um so gewissenhafter nehme man es mit d[em] Menschendank, wozu man Tag für Tag hundertfache Verpfli[ch-] tung habe. Je weniger man sich einbilde, seine Sünde dir[ekt] vor Gott abmachen zu können, um so ernster nehme man [es] mit der Pflicht, den Bruder um Verzeihung zu bitten. [Die] Versöhnung mit dem Bruder geht dem Opfer auf dem Al[tar] voraus. Dieses ist so oft das Hindernis für jene. Man s[olle] einander gegenseitig die Sünden beichten, die privaten privati[m,] die allgemeinen öffentlich, man solle einander gegenseitig Au[ge] in Auge, Hand in Hand das Gelübde der brüderlichen Li[ebe] ablegen, das Opfer der Selbstverleugnung geloben, ein rein[es] Herz und einen heiligen Sinn versprechen, das stärke am meis[ten] die Kraft des Rechtthuns, das habe mehr verpflichtende Ma[cht] als das Beten zu Gott im Himmel. — Die Sittlichkeit beru[he] auf sich selbst, sie sei sich selbst genug und habe nicht nötig, [bei] einem Glauben betteln zu gehen, sie werde nicht durch theo[lo-] gische Systeme bewiesen, sondern gebe selbst den Maßstab [für] deren Wert ab, sie berichtige sogar die religiösen Vorstellung[en,] sie habe in der Welt das höchste Richteramt.

3. Die Verteidigung der Religion gegen die Vorwürfe der Moral

Die eben vernommnen Anklagen gegen die Religion [von] Seiten der Moral sind wichtig, groß und schwer. Wie [will] sich die Religion gegen sie verteidigen, und zwar nicht b[loß] mit Gefühlsergüssen sondern mit guten Gründen? Geben [wir] den Verteidigern der Religion das Wort. Sie sagen:

Gewiß hat sich die Religion, ganz besonders als kirchl[iche] Gemeinschaft, sehr oft dem Fortschritte der Wissenschaft [ent-] gegengestellt. Aber einerseits war sie auch in Zeiten der R[oh-] heit, des Krieges und der Barbarei ihre einzige Beschütze[rin,] bei der die Wissenschaft einen stillen Zufluchtsort fand, der [sie] vor gar zu arger Mißhandlung oder gar Vernichtung bewah[rte,] andrerseits ist es eben unter Umständen, wenn die Wis[sen-] schaft übermütig wird und sich ihrer Grenzen überhebt, heil[iges] Recht und heilige Pflicht der Religion, ihr zuzurufen: [bis] hierher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine sto[lzen]

Wellen, die Erkenntnis kann den Glauben, das Frommsein so wenig ersetzen als die Chemie das Essen. — Gewiß ist die Religion, ganz besonders als kirchliche Gemeinschaft, sehr oft eine Hüterin des Aberglaubens gewesen und ist es noch heute in den verschiedensten Konfessionen, auch bei vielen sogenannten freisinnigen Christen, aber einerseits ist der Unglaube die noch wirksamere Brutstätte des Aberglaubens — siehe Paris — und andrerseits kann der Aberglaube sicher und wirksam gar nicht anders überwunden werden als durch wahren Glauben: gegen falsche Religion hilft nur wieder Religion, aber wahre. Allerdings hat die Religion die größten Greuelthaten des Fanatismus erzeugt und gebiert sie noch heute — siehe Armenien —, aber überwunden werden diese Verirrungen menschlichen Wahnsinns wiederum nur durch Religion, durch die erlösenden Thaten der sich opfernden Märthyrer, nicht durch Kongresse und Aufklärung allein.

Aber wie wehrt sich die Religion gegen die speziell modernen Vorwürfe, daß sie eine Feindin der wahren Sittlichkeit, der echten Bruderliebe sei? Es wird ihr vorgeworfen, sie vertröste die Armen auf den Himmel, um sich um die Pflicht der Bruderliebe auf Erden herumzudrücken?

Das kommt vor, kommt häufig vor, Gott seis geklagt. Aber als allgemeine Regel diesen Satz aufstellen, das ist einfach eine Verleumdung, ein Faustschlag ins Gesicht der Wahrheit. Thatsache ist: die wirklich frommen Menschen bringen auch die größten persönlichen Liebesopfer. Es mag vielen von ihnen an der richtigen sozialen Einsicht fehlen, das ist eine andre Frage, die uns hier nicht berührt, so wichtig sie an sich ist, aber es fehlt ihnen nicht an sittlicher Kraft sich selbst überwindender Bruderliebe. Sie glauben an eine Vergeltung des Guten und des Bösen im Jenseits nicht bloß für die Brüder, sondern auch für sich selbst, und dieser Glaube ist für sie kein Ruhekissen und kein Opium, sondern ein Stachel, ihre Pflicht so gewissenhaft als möglich zu erfüllen und ihre Entscheidungen nicht bestimmen zu lassen vom zunächst liegenden praktischen Augenblickserfolg, sondern von den idealsten, höchsten Gesichtspunkten, und wenn es sein muß, für das, was ihnen göttliche Pflicht scheint, das Leben zu lassen. Gerade die frömmsten Menschen haben zu allen Zeiten die größte Energie entwickelt, das Elend zu überwinden, äußerlich und innerlich darüber Meister zu werden und den Brüdern es überwinden zu helfen, aber die innere Ueberwindung sank ihnen allerdings nie zur Nebensache herab, denn sie wußten und wissen, daß in vielen Fällen die äußere ein Ding der Unmöglichkeit ist. Ja, präge nur dem Armen das Dogma ein: es giebt bloß eine diesseitige Gerechtigkeit, und es muß sich eine rastlose diesseitige Vergeltung in der Welt schaffen lassen, und du kannst sie ihm doch nicht schaffen, und deine Nachkommen vermögen es auch nicht; und du hast ihm eben mehr genommen als gegeben, du hast ihm überhaupt den Trost und Glauben genommen, daß es eine Gerechtigkeit gebe, du hast ihm das Welträtsel nur größer, das Dulden nur qualvoller gemacht. Präge nur dem Kranken das Dogma ein: es ist für jede Krankheit auch ein Heilkräutlein vorhanden in dieser Welt, aber du kannst es ihm leider nicht verschaffen das Heilkräutlein, das gerade er bedarf, wie bist du doch ein leidiger Tröster! Wie kommst du überhaupt im Leide der Welt aus ohne den Glauben an eine höhere, uns allerdings noch verborgne Harmonie, d. h. eben in der Sprache der Frömmigkeit ohne den Glauben an eine himmlische Vergeltung? Dieser Glaube gab einem Savonarola die Kraft, Gutes zu thun und Böses zu leiden und darin nicht müde zu werden bis ans Ende. Dieser Glaube allein sichert deinem Lieben und Leiden ewige Jugendkraft; die kannst du dir nicht selber schwören, die ist nur ein Geschenk des Glaubens. — Wehe dem Frömmler, der sich zum Advokaten Gottes aufwirft und vorgiebt, er vermöge den Schleier zu lüften und die ewige Vergeltung genau zu beschreiben, aber wehe auch dem Frevler, der den Glauben an sie zu zertrümmern sucht.

Die Religion schwäche durch ihre Predigt von der Vorsehung Gottes die Vorsicht der Menschen, lautet ein zweiter Vorwurf. Auch das kommt vor, und man

muß nicht bis zu den Muhammedanern wandern, die das Haus überm Kopf zusammen brennen lassen, ohne dem Feuer Einhalt zu thun, um dafür Beispiele aufzuweisen. Aber auch hier heißts: der falsche Gebrauch einer Sache schließt den rechten Gebrauch nicht aus. Der wahre, vernünftige Vorsehungsglaube giebt uns gerade für unser sittliches Wirken die rechte, sichre, gezügelte und doch nie erlahmende Energie, er bewahrt uns vor Tollkühnheit, läßt uns nie alles auf eine Karte setzen und bewahrt uns ebenfalls vor Erschlaffung und Verzweiflung; nur dieser Glaube giebt uns die Kraft, getrost auf Hoffnung hin zu wirken, und bewahrt uns vor Verzagtheit in allen den Fällen, wo wir keinen Erfolg schauen und doch nicht anders wirken können, wenn wir unsrer innersten Natur treu bleiben wollen. Der Vorsehungsglaube ist so unentbehrlich für die schweren Lebensstrecken wie das Geländer für die schwindelnde Turmzinne oder den Bergpfad, auch wenn man fest und sicher dahinschreitet und sich nie darauf stützt. Geh des Nachts in fremder Gegend durch einen finstern Wald. Nicht wahr, das Bewußtsein, man hat in diesem Lande eine ausgezeichnete Polizei, die jedes Verbrechen entdecken würde, bewahrt dich vor Furcht? Ich zweifle sehr, wohl aber ein Blick zum Himmel empor; der macht dir den Glauben wieder fest: der die Sterne lenket am Himmelszelt, bestimmt auch, wie lange mein Lebenslichtlein auf dieser Erde glühen soll; ohne den Willen des himmlischen Vaters wird mir kein Haar meines Hauptes gekrümmt. Ohne gottvertrauende, sorglose und in den Augen der Philister oft sehr unvorsichtige Kühnheit ist noch nie ein wirklicher sittlicher Fortschritt erreicht worden. Die Vorsicht in Ehren, aber sie ist nicht die Königin unter den Tugenden. Auch Jesus war nicht das Muster eines vorsichtigen Mannes.

Die Predigt der göttlichen Sündenvergebung, gleichviel ob mit oder ohne Mitwirkung des Blutes Christi, lähme die eigne sittliche Kraftanstrengung, lautet ein dritter Vorwurf. Auch das kommt so oft vor; wer will es leugnen? Und praktisch kommts oft auf das Gleiche hinaus, ob der Katholik denkt: Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt; oder der orthodoxe Protestant: Christi Blut macht alle Sünden gut; oder der sogenannte Liberale: Der liebe Gott ist ein guter alter Mann, der Fünf gerade sein läßt; von diesen dreien ist der Katholik noch der beste, er läßt sich die Sündenvergebung doch noch etwas kosten, bringt doch noch etwas wie ein Opfer dar. Es kommt praktisch oft aufs Gleiche hinaus, sage ich, nämlich auf sittliche Verlotterung. Aber wer es mit der Erlangung der Sündenvergebung, d. h. mit der Bekehrung wirklich ernst nimmt, wer schon etwas von diesem Vorgang an sich selber erfahren hat, der bekennt einfach: Die Kraft zur völligen Hingabe an das Rechtthun kann ich mir nicht selbst geben, ich kann mich nicht wie Münchhausen am eignen Zopfe aus dem Sumpf herausziehen, sie strömt mir zu von der Kraft, die eben größer ist als meine soeben unterlegne Kraft, von dem Gott, der größer ist als mein Herz, das oft so hochmütige und so schnell wieder verzagte Ding. Ich muß die Versicherung erfahren von einem mir gegenüber stehenden Ich, daß meine Schuld hinweggenommen und meine Missethat gesühnt ist, von einem Ich, auf das mehr Verlaß ist als auf das eigne eben zu Fall gekommene. Erst wenn ich die Hoffnung habe: der Vater nimmt mich wieder auf, fasse ich den Entschluß und führe ihn aus: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater ziehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir und bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen; halte mich wie einen deiner Tagelöhner. Erst wenn ich fühle, daß mir meine Sünde vergeben wird, stehe ich auf und wandle und versuche hinfort nicht mehr zu sündigen. Ohne den Glauben an göttliche Sündenvergebung giebts kein nie erlahmendes Ringen nach menschlicher Sündenüberwindung. Wer auf diesem zentralen Gebiet zur Wahrheit kommen will, der muß sich nicht bei den religiösen Schwächlingen und der karrikirten Religion aufhalten, sondern einerseits einkehren in die Tiefen des eignen Herzens und andrerseits sich in die höchsten Muster, hier die Gestalten eines Mose, eines Jesaja, eines Paulus, eines Luther versenken; man studirt auch nicht die Gesetze der Schönheit

an der Häßlichkeit noch die Gesetze der Logik an den Reden der Schwachsinnigen oder der Geisteskranken.

Auch das Gebet lähme die sittliche Kraft, lautet ein vierter Vorwurf. Man bete, um die Opferpflicht los zu werden, statt sich einfach ohne viel Umstände unter sie zu beugen. Auch das kommt vor, und wie furchtbar oft; selbst fromme Menschen beten oft unfromm. Aber auch hier heißts wieder: der falsche Gebrauch schließt den rechten nicht aus. Das rechte Gebet ist trotzdem die beste Waffe gegen das eigne widerspenstige Herz, das Gebet: Vater, nicht, wie ich will, sondern wie du willst. Es ist die größte Kraftquelle für die Seele, es ist der beste Anker in den Stürmen der Welt, es ist das hellste Licht auf dunkelm Lebenspfade. Der Mensch ist keine bloße Denkmaschine. Wenn der Verstand gesprochen hat und uns den Weg gewiesen, müssen auch noch Herz und Wille gefragt und gewonnen werden. Und wie selten liegt unsre Pflicht ganz klar vor uns. Legt sich da nicht ganz von selbst, gerade wenn man es mit dem sittlichen Handeln ernst und genau nimmt, die Bitte auf die Lippe: Herr, zeige mir du den Weg, den ich gehen soll, gieb mir ein weises und verständiges Herz, zu erkennen, was gut und was böse sei! Und erst wenn wir also gebetet haben, gewinnen wir volle Kraft zum Handeln. Die alten Schweizer beteten erst und dann stürzten sie sich in die Schlacht zum Siege oder zum Opfertod.

Man bete zu Gott um Hilfe aus der Not, um nicht die Menschen um Hilfe bitten zu müssen, und doch seien es eigentlich immer nur diese, die einem helfen, heißt es weiter. Wirklich? Hilft nicht sehr oft gar nichts Andres als die Einsamkeit, aber ja nicht ohne, sondern immer mit Gott, die Einsamkeit einer Kloster- oder Kerkerzelle, oder die Einsamkeit angestrengter Arbeit oder gründlicher Selbstprüfung, aber immer mit Gott. Ohne ihn kann sie zur Hölle werden, mit ihm gehen der Seele dabei die Pforten des Himmels auf, und sie jubelt: „Das ist so prächtig, was ich im Geist gesehn.“ Und wie mancher fromme Mensch findet durchs Gebet die rechte Demut und den rechten Mut, an die Thür des Bruders zu pochen und ihn zu bitten: Hilf mir, daß ich nicht verderbe!

Auch danke man lieber Gott im Himmel, als sich zum Menschendanke zu bequemen, heißt es weiter, O ja, wie oft ists so. Aber wenn ich das Beste, das ich habe, meine mit Himmelssehnsucht erfüllte Seele, direkt vom ewigen Schöpfer herleiten muß, so darf ich doch wohl auch direkt ihm Dank sagen und seinem Namen lobsingen. Ich habe doch meine Seele weder mir selbst noch meinen Eltern zu verdanken, sie wissen wenigstens nichts davon, und doch ist sie nicht aus der Pistole geschossen, sondern das Werk wunderbarer und unbegreiflicher Schöpferkraft. Und wenn ich lieben Menschen nicht mehr danken kann, weil sie vorüber oder gar hinüber sind — in eine andre Welt, so kann es mir doch niemand wehren, dem Vater im Himmel zu danken, der sie mir gegeben hatte.

Auch sei es bequemer und angenehmer, um Sündenvergebung beim Vater im Himmel als bei den Brüdern auf Erden zu bitten! — Für den, ders oberflächlich nimmt, schon, aber darnach fällt auch die Wirkung aus. Für den voll und ganz aufrichtigen Menschen kommts aufs selbe hinaus, d. h. ist beides gleich leicht und gleich schwer, bedarfs in beiden Fällen der gleichen Demütigung des stolzen Ich. — Und wenn sich der Bruder nicht mit uns versöhnen will, soll dann gar keine Versöhnung möglich sein? Heißt es dann nicht der Mahnung Jesu folgen und zu Gott im Himmel beten für die, die uns beleidigen und verfolgen? Oder soll ich wirklich um keinen Preis den Frieden der Seele finden können, wenn ihn mir der Bruder nicht gönnen will? Soll ihn etwa Christus am Kreuz darum nicht gefunden haben können, weil seine Feinde, die ja doch auch seine Brüder waren, ihn auch noch nicht fanden? Man kann auch den Bogen der Solidarität, der gegenseitigen Verantwortlichkeit und Abhängigkeit überspannen und dadurch die Menschenseele um ihr ewiges, freies Kindesrecht verkürzen. Gewiß gehört zum Inbegriff der vollendeten Seligkeit die Seligkeit Aller, von den hundert Schafen darf keines verloren gehen; und der Dichter sagt sehr schön: „Wenn unter uns ein Einziger nur erliegt, sind in dem Einen alle wir besiegt, sinkt

unter uns ein Einzger nur zurück, verwelkt uns Allen Kran
und Siegesglück.“ Aber wenn ich den Frieden mit Go
nicht haben könnte, bevor ihn alle Brüder auch haben, wi
könnte ich ihn dann diesen bringen und sie selig machen?

Je näher zu Gott hin, um so weiter von de
Brüdern weg, lautet einer der letzten und größten Haup
vorwürfe der Moral gegen die Religion. Gewiß, wenn Go
eine Art morgenländischer Herrscher ist, der auf schwer zugän
lichem Herrschersitz thront, wo der Mensch wie in Indien ve
schiedne von einander scharf getrennte Stufen der Vergottun
zu durchlaufen hat, bis er endlich nach langer Wanderung b
ihm anlangt. Gewiß, wenn er überhaupt bloß als Herr gedac
wird, und alle Menschen als Knechte und Mägde, auch wen
sie im gleichen Rechtsverhältnisse zum gemeinsamen Herrn stehe
Je größer der Abstand, die Kluft zwischen Gott und Mensc
um so größer auch der Abstand, ja der Gegensatz zwisch
Religion und Moral. Aber ist das Verhältnis zu Gott e
christliches, hat unser Geist vor Gott kindliche Ehrfurcht, he
unser Herz zu ihm unbedingtes Vertrauen, übt unser Wil
gegen ihn freien, freudigen Gehorsam, hält dem Bewußtse
des unendlichen Abstandes, der unendlichen Erhabenheit Gott
über uns das Bewußtsein der innigsten Verbindung mit ih
die Wage — fühlen wir: in ihm leben und weben und si
wir, er ist uns noch näher als Vater und Mutter, sein Ge
der Wahrheit, Liebe und Heiligkeit, des Trostes und Frieden
der Kraft und des Mutes ist uns immer gleich nahe und
in allen Brüdern und Schwestern die gleiche segnende, leiten-
Kraft, dann kann uns die Gemeinschaft mit Gott nicht von d
Brüdern trennen, sondern dann wird gerade umgekehrt di
Gemeinschaft mit dem Gott, der die Liebe ist, uns zu d
Brüdern treiben; so gewiß die Liebe im Gefühl in sich sel
den Drang hat zur Liebe in der That zu werden; und d
Gemeinschaft mit den Brüdern, in denen gleicher Gottesge
wohnt wie in uns selbst, führt uns zum gemeinsamen Va
empor. Gewiß hat der Fromme seine speziellen, persönlich
Anliegen bei Gott und darf sie haben und dabei unter U
ständen die ganze Welt um sich her vergessen und beten: Me
Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? und
wäre innere Unwahrheit und Unnatur, wenn er in jeder Stun
und Lage nur beten dürfte Unser Gott, Unser Vater — das h
ja auch Jesus nicht gethan —, aber unsre gemeinsamen mens-
lichen Anliegen überwiegen weit, und da spricht man da
ganz von selbst zum Bruder: Komm, wir wollen zusamm
zum Vater gehen und ihm unsre Wünsche vortragen. D
was braucht es vieler Worte, um die altbekannte Wahrheit d-
zuthun, daß die Religion nicht bloß eine Privatsache sonde
die größte Gemeinschaft bildende Macht der Welt ist. Da
spricht schon das Zeugnis der Geschichte, und damit ist bewies
daß sie der Sittlichkeit und Gesittung ihrem Wesen nach ni
Feind sein kann.

Auf diese und ähnliche Weise verteidigt sich die Relig
gegen die Angriffe der Moral, und sie braucht sich dieser V-
teidigung nicht zu schämen. Aber sie bleibt hierbei nicht steh
sondern rückt auch ihrerseits zum Angriff vor, aber zu ein
friedlichen. Sie ruft der Moral zu: Weit entfernt, de
Feindin zu sein, will ich dir zeigen, daß ich gerade deine be
Freundin bin, ohne die du es nicht machen kannst. 1. Du
betonst die unbedingte Giltigkeit der Pflicht, das Du so
des sogenannten kategorischen Imperativs. Gut. Merkst du ni
daß gerade diese Behauptung den Glauben an eine sittli
Weltordnung, an einen sittlichen Weltordner, an einen
soluten, höhern Willen in sich schließt, so mangelhaft di
Wille sich auch uns offenbaren mag. Gerade der Mann, der dich gle
sam mündig gemacht hat, der dir für alle Zeiten dein R
und deine Würde gesichert hat, der unsterbliche Kant, giebt
zugleich zu bedenken, daß du es nicht ohne mich, die Religi
machen kannst, ohne den Glauben an „Gott, Freiheit und
sterblichkeit.“ Die Religion ruft der Moral zu: du mußt
gerade, willig oder widerwillig, den Dienst leisten, die, die an
irre geworden sind, weil sie nur schreckliche Zerrbilder von
kennen gelernt haben, wieder zu mir zurückzuführen. Wer
in der Richtung vorwärts geht, die du anweisest, der kor

von selbst zuletzt bei mir, der Religion, an. — 2. ruft die Religion der Moral zu: du verlangst von deinen Jüngern *unbedingte Treue an der Tugend*, auch wenn ihnen daraus Leid erwächst und das Glück sie flieht. Du mutest ihnen zu, daß sie den Widerspruch, daß der Reinheit der Gesinnung das äußere Schicksal nicht entspricht, ruhig hinnehmen. Gut. Aber wie anders können sie das ruhig hinnehmen, als eben durch den Glauben, dieser Widerspruch löse sich in eine *höhere Harmonie* auf bei dem Wesen, das einheitlicher Grund, Kraft und Ziel der für uns in die beiden Pole Natur und Geist auseinanderfallenden Erscheinungswelt ist. Du verweisest sie an die höhere Harmonie, d. h. an mich, die Religion, an Gott. — Du wirst mit dem Leid, mit der Forderung *unbedingter Leidenstreue* nicht fertig ohne mich, die Religion, ruft die Religion der Moral 3. zu: du verlangst von deinen Jüngern, daß sie nie ermüden in dem bis zum Tode nie endenden *Kampfe des Geistes gegen das Fleisch*, im Nachjagen nach einem Ideal der Vollkommenheit, das sich vor uns um so höher erhebt, je näher wir ihm rücken, je tapferer wir vorwärts streben, daß sie nie Frieden schließen mit der gemeinen Wirklichkeit. Gut. Aber wie anders können sie diesen Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Ideal, zwischen dem freudigen innern Wollen des Guten und seinem mangelhaften äußern Vollbringen, dem der Apostel Paulus so beredten Ausdruck giebt — und ähnlich Goethes Faust —, ruhig hinnehmen, als eben durch den Glauben, es gebe eine *höhere Versöhnung*, die unsre Endlichkeiten und Mängel zudecke und ausfülle? Wie kannst du sie begeistern, in der Heiligung nicht müde zu werden, wenn du ihnen nicht ein Panier, ein Ziel aufsteckst: ewige Vollendung; oder bescheidner: ewige Bewährung und Anerkennung deiner treuen irdischen Kämpferarbeit? Du wirst mit der Thatsache der Sünde, mit der *Forderung nie ermüdender Heiligungsarbeit* nicht fertig ohne mich, die Religion. — 4. Und endlich sagt die Religion zur Moral: du verlangst von deinen Jüngern, daß sie auch da, wo das Gute und die Guten unterliegen und das Böse und die Bösen triumphiren — denke nur an das Kreuz Christi —, unverrückt, *dem äußern Weltlauf zum Trotz, am Guten festhalten*. Gut. Aber wie können sie diesen letzten und höchsten Widerspruch anders ruhig hinnehmen, als so, daß sie in dieser Zeit Gewoge, da die Stürme rastlos schnauben, festhalten am Glauben an eine, wenn auch unsichtbare doch reale göttliche Weltlenkung, festhalten an dem Glauben, daß „Gottes Gnade heilgen Schlüssen selbst die Teufel dienen müssen, wenn sie thun nach ihrer Lust." Wie kannst du deine Jünger zur höchsten sittlichen That begeistern, zum Opfer mit äußerm Untergang, wenn du ihnen nicht den Glauben lässest an den *Sieg der guten Sache bei Gott*? Du wirst mit der *Opferpflicht* nicht fertig ohne mich, die Religion. Die Religion ruft der Moral zu: du vermagst deinen Jüngern in dieser Welt des Irrtums, der Leiden, der Sünden und der Enttäuschungen keinen sittlichen Halt zu geben ohne den Glauben, daß es dahinter eine heilige Wirklichkeit gebe, deren Existenz sie begeistert, und die für sie wichtiger ist als der bunte Wechsel der Erscheinungen. Nenne diese Wirklichkeit, wie du willst: Wahrheit, Liebe, Heiligkeit, Gerechtigkeit, oder richtiger Gott, das Verhalten zu ihr muß immer ein *religiöses* sein, d. h. in heiliger Ehrfurcht, in Demut und zugleich in Zuversicht bestehen.

Wilhelm Kambli

Ueber David Friedrich Strauß

1

David Friedrich Strauß gehört noch nicht zu den verschollenen Größen der Vergangenheit. „Wir zitiren ihn oft — schreibt der verstorbne Gewerbekammersekretär Nagel in seinem trefflichen Buch über den christlichen Glauben und die menschliche Freiheit — er ist nun einmal unter den Geistern, die verneinen, wenn auch keiner der tiefsten, doch einer der klarsten, er weiß stets, was er will und warum er es will." Die „unsichtbare Gemeinde der Zukunft," die er selbst ersehnte, hat sich in der That um ihn gebildet. Ueberdies aber, bei allem unerfreulichen Schicksal, das ihn verfolgte, er hat das Glück gehabt als Freund von Freunden geliebt zu werden. Der Treuen Treuester wohl, in Maulbronn und Tübingen sein Schüler, war und ist der Philosoph, einst auch Theologe, Eduard Zeller. Ihm verdanken wir die mit mancherlei Erläuterungen versehene Herausgabe von „Ausgewählten Briefen von David Friedrich Strauß" (Bonn, Emil Strauß, 1895). Diese Briefe, 608 an der Zahl, zum Teil recht umfangreich, und doch nur der vierte Teil des handschriftlich aufbewahrten Materials, erstrecken sich über die ganze Zeit von Strauß' öffentlicher schriftstellerischer Wirksamkeit. Sie beginnen im Jahre 1830, unmittelbar nach seiner Tübinger Universitätszeit, und endigen 1874, wenige Tage vor seinem Tode. Er starb in seiner Vaterstadt Ludwigsburg am 8. Februar. Vom 4. Februar datirt der letzte Brief an seinen Freund, den emeritirten Pfarrer Rapp. Seine Schlußworte, in mehr als einer Beziehung charakteristisch, lauten:

> Inzwischen konservire du dich nur recht wohl; was würde Tullus, was vollends der gute Ancus*) sagen, wenn du vor mir ankämest?
>
> Von Herzen
>
> dein Strauß.
>
> Glückauf für morgen zur Reichstagseröffnung! Das sind Hauptsachen, wogegen unsre kleinen Schmerzen verschwinden.

In dieser Stimmung, „ganz ohne Illusion dem Tode gegenüber," ist Strauß aus dem Leben geschieden. Nicht den Sokrates in Platos Phädon, der „eigentlich schon ganz mit den Tröstungen unsrer allerheiligsten Religion" stirbt, sondern den Epikuräer Atticus bei Cornelius Nepos empfiehlt er wiederholt dem Freunde. Und er ist sich dabei bewußt, eine Pflicht gegen sich selbst, gegen seine ganze öffentliche Wirksamkeit zu erfüllen:

> Du wirst zugeben — schreibt er 1861 an Rapp —, daß gerade von unsrer Weltansicht ein ruhiges Verhalten bei Annäherung des Todes verlangt werden kann. Sollen die Töchter der Philister sich freuen, wenn sie unsereinen im entscheidenden Zeitpunkt schwach werden sehen?

Aber er glaubte noch einen andern, besondern Grund für diese Ruhe zu haben. Zwei Jahre zuvor, 1872, war „Der alte und der neue Glaube" erschienen. Er hat ihm noch ein „Nachwort als Vorwort" folgen lassen. Aber Vischers, des bekannten Aesthetikers, Gedanken, er solle zu seinem Buche noch einen zweiten Teil schreiben, fand er „absolut sinnlos." Er war mit dieser letzten Leistung durchaus zufrieden. Sie galt ihm ebenso als Confessio, Generalglaubensbekenntnis oder Generalbeichte, wie als Punctum finale seiner Schriftstellerei. In einem lateinischen Schreiben an den Stadtpfarrer F. (wohl Fischer in Oehringen?), das er dann als letztes Wort in seine Litterarischen Denkwürdigkeiten aufgenommen hat, äußert er sich darüber:

> Ich hab gelebt und meinen Lauf vollendet. Was mir von der Gottheit auferlegt war, zu bekennen und vor den Menschen nichts zu verheimlichen, das habe ich bekannt; meine Predigt gleichsam habe ich vom ersten bis zum letzten Worte hergesagt. Wenn ich sterbe, sollst du nicht mehr sagen können, ich sei als ein Schuldner meiner Zeitgenossen und Landsleute gestorben. Was ich besaß, habe ich ihnen mitgeteilt: dies Büchlein enthält, was irgend davon noch zurückgeblieben war.

Die Briefe bieten ganz ähnliche Aussagen. Mit diesem letzten Werk sollte sich die Schlange in den Schwanz beißen, der Ring sich schließen, Strauß somit ein Symbol der Ewigkeit an sich darstellen, da er auf diese selbst verzichtete. Er ist vollends zu den Interessen zurückgekehrt, von denen er ausgegangen war. Nicht als ein Produkt schriftstellerischer Laune, das neben Anderm, was aus seiner Feder geflossen, nur eben mit zu beachten wäre, sondern als die Summe seines Nachdenkens hat er selbst das Buch der Nachwelt überliefern wollen. Es wird also keine Willkür sein, wenn man auf diese Lebensbeurteilung des Schriftstellers eingeht, ihn von seinem neuen Glauben aus zu verstehen, in seinem Leben die Fäden aufzuzeigen sucht, die sich da zum unerfreulichen Knoten schürzen.

Am Eingang von Strauß' schriftstellerischer Laufbahn stehen zwei zweibändige Werke, in denen der Leser über viele griechische und lateinische Steine stolpern muß: das Leben Jesu, das die überlieferte neutestamentliche Geschichte kritisch von Grund aus zerstörte (1835), und die Christliche Glaubenslehre, die für das

*) Tullus und Ancus, die altrömischen Könige in der Unterwelt. Horaz, Od. IV, 7, 15.

christliche Handlungshaus die Bilanz zog und fand, daß das Falliment unvermeidlich sei (1840 bis 1841). Nach einem theologischen Schweigen von mehr als zwei Jahrzehnten erschien 1864 das zweite Leben Jesu. Ursprünglich hatte Strauß eine fünfte Auflage des frühern Werkes beabsichtigt, sich dann aber zu einer ganz neuen Bearbeitung des Stoffes entschlossen. Der Gelehrte hat zum Volksschriftsteller werden wollen, wie denn der Titel schon die von Rümelin verspottete Näherbestimmung „für das deutsche Volk“ enthielt. Aber Strauß glaubte zu beobachten, daß das Publikum ihn nicht mehr lesen wolle. Trotz allem gegenteiligen Bemühen war er „in den Fehler gelehrter Schwerfälligkeit geraten.“ Daran, urteilte er, sei sein zweites Leben Jesu „gescheitert“; und er stellte weise Betrachtungen an über die Pflicht des Schriftstellers, unter solchen Umständen zu schweigen. Allein die Sehnsucht eben des Schriftstellers, im Unterschiede vom Gelehrten, von einem möglichst umfassenden Publikum verstanden zu werden, die Nation als Zuhörerschaft um sich zu sammeln, hatte sich nach vielen Enttäuschungen nur um so stärker in ihm ausgebildet. — Auf seinem letzten Krankenbette überlas er in einer guten Stunde die Briefe, die er im Kriegsjahr an Ernst Renan gerichtet hatte. „Zu meinem Troste, schrieb er. Wem die Natur auch nur einmal die Zunge so gelöst hat, der gehört nicht zu ihren Stiefkindern.“ In diesem Sinne hat er auch sein letztes Buch verfaßt. Er wollte mit ihm ins Weite wirken. Und um zu diesem Zwecke den Fehler jener gelehrten Schwerfälligkeit vollends zu vermeiden, war es seine Absicht, ganz aus freier Hand, gleichsam ohne Zirkel und Winkelmaß zu arbeiten. Soweit er nun darin die Ergebnisse älterer Arbeiten, eben des Lebens Jesu, zum Teil auch seiner Glaubenslehre darzustellen unternahm, durfte man ja erwarten, daß ihm das müsse gelungen sein. Allein er hatte Größeres vor. Sieht man allein auf die Absicht, auf das Ziel, das ihm vorschwebte, so möchte ohne Zweifel Strauß' letztes Buch sein weitaus bedeutendstes geworden sein. Er hatte bisher das Gebäude eines alten Glaubens abgebrochen, abgebrochen bis auf das Fundament hinab. Das mochte ja ein notwendiges Geschäft sein. Und der freundschaftlichen Einrede, daß er mit seinem ersten Leben Jesu nur niedergerissen habe, mochte er mit der Antwort begegnen: diese Arbeit sei so zeitgemäß und zugleich so schwierig, daß man nicht mehr, nicht den erwünschten Neubau selbst von ihm verlangen könne. Wagte er sich aber nun doch daran, an den Bau eines neuen Glaubens, so war an diesem Wagnis freilich der gute Wille unter allen Umständen anzuerkennen. Allein die ungeheure Schwierigkeit der Ausführung hat sich Strauß bei jenem Arbeiten aus freier Hand schwerlich ganz vergegenwärtigt.

In einer merkwürdigen Ausführung seines zweiten Lebens Jesu erkennt Strauß in seiner Weise die Unsündlichkeit Jesu, den einzigen lebendigen Sinn dieses Dogmas an. Denn er vermag an Jesu nicht wie an Paulus, dem hochbegabten Heidenapostel, an Augustin und Luther, den großen Erneuerern des Christentums, die Narben zu entdecken, die ihm aus der Zeit heftigen innern Kampfes, gewaltsamen Durchbruchs übrig geblieben wären. Jesus ist ihm eine schöne Natur von Hause aus, seine innere Entwicklung ist im Ganzen stetig, ohne gewaltsame Krisen vor sich gegangen. Darin sind ihm jene Genannten durchaus ungleich.

Stünde aber einmal einer auf, in dem der religiöse Genius der neuern Zeit ebenso von vornherein Fleisch geworden wäre, wie in Jesu der der seinigen, so würde ein solcher schwerlich, wie jene gebrochnen Naturen, sich an den Vorgänger anlehnen, sondern dessen Werk in selbständigem Geiste weiterführen.

Darf man diesen Maßstab nicht auf Strauß selber anwenden? Gewiß er stellt hohe Anforderungen an **den**, der der Welt einen neuen Glauben verkünden will. Aber ist nicht dies Unternehmen in der That derart, daß jeder, der sich daran wagt, sich selbst diesen höchsten Maßstäben unterwerfen muß? Strauß hält einer solchen Betrachtung schwerlich stand. Zwar von einem gewaltsamen Durchbruch, von erschütterndem innern Kampf um die Wahrheit ist hier nichts zu spüren. Mit erstaunlicher Leichtigkeit werden die neuen Erkenntnisse und Einsichten von ihm gewonnen, mit gleicher schmerzloser Elastizität wird das Alte

abgestoßen. Dennoch wissen seine Briefe von innern Kämpfen viel zu erzählen. Aber diese Kämpfe tragen nicht Prophetenar an sich. Sie sind nicht das Ringen der kleinen Menschenseele mit der ungeheuern Sache, die eine weltgeschichtliche Notwendigkeit ihr aufbürdet. Es ist das fast alltägliche persönliche Geschi und Mißgeschick, unter dem Strauß leidet. Sein persönliches Erleben, nicht die Sache, die er vertritt, entlockt ihm die tiefsten Klagen. Den Schmerz um die Verdrängung aus dem öffentlichen akademischen Lehramt hat er nie ganz verwunden. Und das Unglück seiner Ehe hat ihn so erschüttert, daß es lange währte, bis er sich nur überhaupt wieder zu ruhiger Arbeit sammeln konnte. Damals, 1848, klagte er:

Ich wollte reisen: nun verreis' ich nicht.
Doch ob ich bleiben werde, weiß ich nicht.
Daß hier ich in der Fremde bin, ist sicher:
Wo meine Heimat sei, das weiß ich nicht.
Ich mein, ich hatt einmal zwei liebe Kinder:
Ob dies nicht bloß ein Traum sei, weiß ich nicht.
Ein Weib verstieß ich: ob zu Haß die Liebe,
Ob Haß zu Liebe wurde, weiß ich nicht.
Sie sagen, Bücher hätt ich einst geschrieben:
Obs Wahrheit oder Spott sei, weiß ich nicht.
Ungläubig, hör ich, nennen mich die Leute:
Ob ich nicht eher fromm bin, weiß ich nicht.
Nie hab ich vor dem Tode mich gefürchtet:
Ob ich nicht längst gestorben, weiß ich nicht.

Und 1856 schreibt er an Vischer:

Oft möcht ich mit den dunkeln Mächten
Die unsers Schicksals Fäden drehn,
In trübem Unmut grollend rechten,
Daß sie zum Leid mich ausersehn.

Doch denk ich wieder: Tand gewonnen,
Das nicht erreicht, was man erstrebt,
Das schwer Errungne leicht zerronnen:
Was heißt das anders als **gelebt**?

Aus solchem Unmut rüttelt er sich freilich selber auf. Abe was ihn tröstet, ist nicht der Hinblick auf die Sache, die er z vertreten, vielleicht auch ihr sich zu opfern berufen wäre — e ist der Gedanke an die Freunde, die ihm geblieben, das Her noch frisch, zu hassen und zu lieben, die Hoffnung endlich, da nach leichterm Abstieg zu Thale der Schlummer köstlich sein werde Wie gar nichts von wirklicher Begeisterung für einen große Lebensinhalt atmen doch diese Lebensbekenntnisse! Und wi sollten sie auch? War doch Strauß zwei Jahrzehnte seine Bestimmung, wenn wir denn von einer solchen reden sollen untreu geworden. 1862 schreibt er an Gervinus:

— Ich selbst werde nach Heidelberg schwerlich auch kommen, e würde mir gerade die Nähe der in frischer akademischer Thätigkeit jun gebliebnen Freunde das schmerzliche Gefühl geben, durch die Ausschließun von dieser Wirksamkeit vor der Zeit eingerostet zu sein. Bei Ihne ist das etwas ganz Andres, bei Ihnen war das Universitätsamt imme nur etwas nebenher, und Sie haben sich ohne dasselbe eine Stellun zu geben vermocht, wie ich es entfernt nicht imstande gewesen bin. S werden mich nicht mißverstehen, als ob ich meine glücklichern Freun beneidete; ich darf mir mit gutem Gewissen das Zeugnis geben, da mir der Neid stets fremd gewesen ist; sondern ich komme von der A klage des Schicksals zuletzt immer wieder auf die Selbstanklage zurü daß ich beharrlicher, weniger empfindlich hätte sein und an dem Fade den ich einmal gefaßt hatte, fortspinnen sollen.

Das sind Narben, die bleiben. S Eck

Pfannschmidt

D. C. G. Pfannschmidt. Ein deutsches Künstlerleben. Dargeste von Martin Pfannschmidt, Pastor in Terpt bei Lübben, N.-L. M zwölf Tafeln in Autotypie und mit Holzschnitten im Text. Stuttga J. F. Steinkopf, 1896. 432 S. Brosch. 5, geb. 6,20 Mk.

Der Leser lasse sichs nicht verdrießen, wenn die erste Hälf dieser Künstlerbiographie sich mehr, als ihm lieb ist, in die Län dehnt. Die zweite Hälfte wird ihn für die Längen der erst entschädigen. Abweichend von dem Typus so vieler ande Lebensbeschreibungen neuerer Künstler, die auch den Anfang au führlich behandeln, dann aber in um so beschleunigterm Tempo zu Schlusse eilen, wird dieses Buch zwar erst da recht ausführli wo die Kindheits- und Lehrjahre überwunden sind und die Thäti keit des reifern Alters eintritt, und eben diese wird der Le

mit steigendem Interesse verfolgen. Denn Pfannschmidt gehörte als Künstler zu den bevorzugten und seltnern Ingenien, deren Wachstum sich nicht in der Jugend erschöpft, sondern Schritt hält mit den fortschreitenden Jahren.

Pfannschmidt hat in den letzten Jahrzehnten seines Lebens in der Berliner Kunstwelt wie in den kirchlichen Kreisen Berlins eine bedeutende Stellung innegehabt. Seine Kunst haben viele als das Ideal einer protestantischen, kirchlichen Kunst im eigentlichen Sinne angesehen, und gewiß ist, daß Pfannschmidt seine religiösen Stoffe — fast nur solche hat er gemalt — mit einem ausgeprägt protestantischen Bewußtsein ergriffen hat. Er hat in der Betonung des konfessionellen Moments die künstlerische Aufgabe nicht erschöpft gesehen, aber das „Bekennen" war ihm Herzenssache, auch in der Kunst. Ja die bekenntnismäßige Korrektheit der künstlerischen Form war ihm von so fundamentaler Bedeutung, daß man fragen muß, ob er damit nicht eben dieser Form zuweilen mehr abverlangt habe, als man um der Sache willen von ihm selbst verlangen konnte. Der selbstauferlegte Kanon einer spezifisch protestantischen Ikonographie beschäftigt den Künstler schon in jungen Jahren; in sinnvoller symbolischer Beziehung Bekenntnis und Lehre der Kirche zum Ausdruck zu bringen, scheint ihm unter Umständen nicht nur erwünscht, sondern sogar notwendig. Schwierigkeiten äußerer Art kennt er dabei nicht. Bezeichnend ist dafür eine Geschichte aus der Zeit seiner ersten Meisterjahre, auf die er selbst noch in höherm Alter nicht ungern zurückkam, die Geschichte eines Konflikts, in den ihn einmal diese seine besondre Anschauungsweise mit Friedrich Wilhelm IV. brachte. Auch das Buch erzählt davon.

Es handelte sich um die Darstellung eines Abendmahls in der neugebauten Berliner Schloßkapelle. Der junge Künstler, damit betraut, reicht einen Entwurf ein, der Christus zeigt, wie er den Jüngern mit der einen Hand das Brot, mit der andern den Kelch reicht. Er will mit dieser Anordnung der Hauptfigur auf die Lehre von der Gegenwart von Leib und Blut des Herrn im Abendmahl hinweisen. Der romantischen Neigung des Königs erscheint dagegen die Beibehaltung einer ältern Tradition erwünscht, wonach Christus das Brot allein austeilt, der Kelch noch unberührt vor ihm steht. Aber Pfannschmidt will lieber die Gunst des Königs verscherzen, als von seiner Auffassung abgehen, die er sich als gläubiger Protestant zur Gewissenssache gemacht hat. Endlich wird mit vieler Mühe und unter Cornelius Beihilfe die Sache friedlich ausgetragen, und der König giebt nach. Es ist hier nun freilich die Frage, ob das protestantische Gewissen als solches sich durch jenen Wunsch des Königs thatsächlich bedroht fühlen mußte. Wir glauben nicht. Im Gegenteil, in andrer Weise könnte man eher von dem Verhalten des Künstlers selbst in diesem Falle sagen, daß es ein nichts weniger als protestantisches Interesse verraten habe. Wenigstens ist die lehrende und lehrgemäße Tendenz, die er dabei an den Tag legt, im Grunde genommen nichts andres, als was die mittelalterliche Kirche von den Malern der heiligen Historien auch erwartet und oft sogar auf recht unzweideutige Weise verlangt hat.

Doch dies nebenbei. Wie schon angedeutet, freuen wir uns, hinzufügen zu können, daß Pfannschmidt selbst sich neben dieser konfessionellen Observanz in seiner Kunst doch noch ganz andre und höhere Ziele gesteckt sah. Man höre seine eignen Worte über eines seiner bekanntesten Werke, die cyklische Bearbeitung des Vaterunsers:

> Nicht durch vieles Seufzen, Stöhnen und Klagen sind diese Blätter entstanden. Wenn ich auch ratlos vor der hohen Aufgabe stand, so stand ich doch zugleich vor dem Angesichte Gottes, dem ich sagte: Du bist der Herr, ich bin dein geringer Knecht, gieb mir, was ich bedarf, und führe Kopf und Hand! Und er hat mich nie im Stich gelassen und durch die vielfachen, geheimnisvollen Wege seines göttlichen Erbarmens geführt, um ihn, nur ihn preisen zu können.

Da ist der Künstler auch wieder gut lutherisch: seine Kunst ist ihm ein Dienst, Gott zu Ehren. Und von seinem reinen evangelischen Sinn ist vor allem auch das durchdrungen, was er geschaffen hat: klar in der Anschauung und aufrichtig in der Empfindung sind seine Werke.

Soviel über die besondre Art und Weise, wie Pfannschmidt der religiösen Seite seiner Berufsarbeit gerecht geworden ist. Zu einer Würdigung seines Verdienstes in rein künstlerischem Sinne ist die Zeit wohl noch nicht gekommen. Wir stehen noch inmitten einer vom Streit der Meinungen erfüllten künstlerischen Bewegung, in der auch Pfannschmidt zu den Streitenden gehörte. Die ganz „modern" sein wollen, werden Pfannschmidt als Künstler überhaupt nicht anerkennen. Mit denen reden wir nicht. Freilich vermögen wir uns ebenso wenig denen anzuschließen, die in seiner Richtung ein Ideal von unbedingter Geltung erreicht sehen. Aber wir meinen, wer den Künstler und den Mann in ihm verstehen und schätzen gelernt hat, der wird sich sagen dürfen, daß man dem Genius auch da persönliche Verehrung entgegenbringen kann, wo einem unbedingte Hingabe nicht möglich ist.

Man hat unsern Künstler oft mit Fra Giovanni da Fiesole verglichen, dem frommen Mönche von San Marco in Florenz, der als Künstler zwischen dem Anbruch der Frührenaissance und dem Zeitalter Giottos etwa die Mitte hält. Aber eben damit ist Pfannschmidt nicht zutreffend gekennzeichnet. Seine Form ist rein und edel, wie die des Florentiners, den man auch wohl l'Angelico, den Engelgleichen, nannte, aber sie ist nicht so original, wie sie bei jenem war. Pfannschmidt gehört geistig den Nazarenern an, wenn er auch in Wirklichkeit mit den Vertretern dieser romantischen Künstlergruppe in Rom nur vorübergehend in Beziehung gestanden hat. Er ist, wenn man so will, der protestantische Overbeck. Damit ist viel und nicht zu viel gesagt. Es sind zarte und schöne Blüten, die jene Kunstrichtung der Nazarener getrieben hat, aber das kann man sich nicht verhehlen, daß sie ihre Lebenskraft nicht aus dem eignen Stamm gesogen, sondern von einer andern, ältern Kunst entlehnt hat, an der sie sich emporrankte. Aus einem Herzenserguß, der sich dem jungen Künstler im Angesicht der Werke Giottos und seiner Schule im Heiligtum des Franziskus in Assisi auf die Lippen drängt, spricht ganz der werdende Romantiker, er kann „nur staunen und wünschen, als ein Glied in diese Kette von schaffenden Leuten eintreten zu können und sein Scherflein zu dieser Predigt beizutragen."

Für den Mitte der vierziger Jahre in die Heimat zurückgekehrten angehenden Meister gewann endlich der Einfluß von Peter Cornelius eine ausschlaggebende Bedeutung. Der starke Idealismus, der Zug zum Erhabnen insbesondre, den seine reifen Werke fühlen lassen, ist ganz ein Erbteil dieses Meisters; auch darin ist er ein echter Cornelianer, daß er bei allem Eifer um das Schöne doch nicht Schönredner sein will, wie er selbst in jener Aufzeichnung über sein Vaterunser sagt:

> Es lag mir fern, nur Schönes machen zu wollen; weil es sich um die höchste Wahrheit handelte, konnte die Form keine gemeine sein, und an der Reinheit der Wahrheit konnte nur eine reine Form reifen.

Die Worte greifen zugleich auf das Verhältnis des Künstlers zu seinem Gegenstand zurück: er weiß sich eins mit dem religiösen Inhalt der Dinge, deren Abbild in künstlerischer Form er geben will. Darüber noch eine Aeußerung von Cornelius angesichts einiger Zeichnungen unsers Künstlers:

> Es ist eine so wahre und tiefe Empfindung darin; man fühlt es heraus, daß er an die Dinge, die er darstellt, glaubt; und ohne dies wird es in der religiösen Malerei nichts.

Und ohne dies, dürfen wir hinzufügen, würden Pfannschmidts Werke auch nicht den besondern Wert haben, den sie in der That und mit Recht für Viele besitzen.

Den künstlerischen Grundsätzen, die wir hier nur flüchtig andeuten konnten, entspricht das Bild der menschlichen Persönlichkeit, das die Biographie von Pfannschmidt entwirft. In den Führungen eines arbeitsvollen und oft harten Lebens hat er gelernt, männlich sich zu behaupten und kindlich zu vertrauen. Es finden sich in den Auszügen, die der Biograph aus Briefen und eigenhändigen Memoiren des Künstlers mitteilt, Stellen, gerade unter dem Eindruck ernster Erfahrungen niedergeschrieben, die ähnlich schön und tief gedacht sind, wie manches in dem bekannten Buche von Ludwig Richter. Und wie uns Richters Buch seinerzeit eine Brücke geworden ist, um uns von neuem und mit erneuter Freude in das Verständnis seiner Werke hinein-

zuleben, so müßte es auch, meine ich, dieser jüngsten deutschen Künstlerbiographie möglich sein, Liebe und Verständnis für das Lebenswerk des Mannes zu fördern und zu vertiefen, dem sie gewidmet ist. Keinen schönern Erfolg könnten wir dem Buche wünschen.

Heinrich Weizsäcker

Melanchthon-Spiel

von A. Thoma

Das im Februar stattfindende Melanchthonjubiläum wirft seine Wellen schon voraus. Nicht bloß das vorbereitende Festkomitee in Bretten, der Geburtsstadt des Reformators, nicht bloß die Gelehrten, denen er durch ihre Studien näher bekannt ist, rüsten sich, in würdiger Weise den „Lehrer Deutschlands" zu feiern, nein auch in weiten Kreisen des evangelisches Volkes regt sich das Interesse und sieht man dem Jubiläum als einem bedeutenden Ereignis entgegen.

Professor Albrecht Thoma in Karlsruhe, der Dichter des lieblichen „Weihnachtsspiels" und des begeisternden „Gustav-Adolf-Spiels," der nimmer rastende Vorarbeiter des Evangelischen Bundes, hat auch diese Melanchthonbewegung benützt, um durch ein „Melanchthon-Spiel" *) das Bild Melanchthons dem deutschen Volke vor die Seele zu stellen und es für diesen eigentlich nur wenig bekannten Reformator zu entflammen. Das Spiel ist zunächst dazu bestimmt, von Dilettanten mit einfachen Mitteln aufgeführt zu werden und das Verständnis und die Liebe für die Reformation und die evangelische Sache auch in die kleinsten Gemeinden hineinzutragen. Doch der Vorwurf ist so groß, die Charaktere sind so fein und kraftvoll gezeichnet, die Gruppirung des Stoffes ist so künstlerisch getroffen, daß die Aufführung auch für Künstler eine hohe und befriedigende Aufgabe sein wird und auch bei einem gebildeten Publikum den tiefsten Eindruck hervorrufen wird.

Das Spiel setzt sich zusammen aus neun Abteilungen, deren jede wieder in eine Anzahl von Auftritten zerfällt, die meist ohne Szenenwechsel aufeinander folgen. Die Abteilungen werden jedesmal durch eine Choralstrophe eingeleitet, die etwa von einem Chore, am besten aber von der Zuhörergemeinde mit Orgelbegleitung gesungen wird. Es wird dadurch dem Spiele etwas Feierliches, Gottesdienstliches verliehen, die Gemeinde zu lebendiger Teilnahme, gleichsam zum Mithandeln angeregt.

Eine kurze, zusammenfassende Uebersicht über die Spielabteilungen wird dem Leser einen Einblick in die künstlerische Anordnung des Stoffes geben.

1. (Vorspiel.) Reuchlin in Pforzheim. 1509

Elisabeth Reutter hat ihre beiden Enkel Philipp und Georg Schwartzerdt nach dem frühen Tode ihres Vaters aus Bretten nach Pforzheim genommen, damit sie dort die vortreffliche Lateinschule besuchen können. Hier wird sie von ihrem Bruder, dem berühmten Gelehrten Johannes Reuchlin besucht.

Der erste Auftritt macht uns zu Zuhörern eines Zwiegespräches zwischen den beiden Geschwistern Elisabeth und Reuchlin. Beide sind die eigentlichen Erzieher des Knaben Philipp: Reuchlin, der humanistische, auf der Höhe seiner Zeit stehende, ja sie überholende Gelehrte, und die ihm geistesverwandte, charakterfeste, vorurteilsfreie, feinsinnige Elisabeth. Beide verfolgen mit hoher Freude die wunderbar rasche Geistesentwicklung des empfänglichen Knaben, sie ahnen in ihm den Herold einer neuen Zeit. In Barbara, der Mutter Philipps, ist die pietätvoll am Alten festhaltende Richtung verkörpert; ihr liebendes, ängstliches Mutterherz sieht mit Bangen die neuen Bahnen, die ihr Sohn beschreiten soll.

Philippus lernen wir als Anführer und Lehrmeister einer muntern Knabenschaar und als jungen Gelehrten, der seine Lehrer in Staunen setzt, kennen. Im Hinblick auf den Knaben, der seines Herzens Stolz ist, spricht Reuchlin die prophetischen Worte, mit denen die erste Abteilung schließt:

*) Erschienen bei J. F. Reiff in Karlsruhe. 99 S. Kart. 1,20 Mk.

Neu wird die Zeit, ein neu Geschlecht hebt an:
Aus fernen Meeren steigen neue Welten,
Am Himmel leuchten niegesehne Sterne,
Und aus der Vorzeit Dunkel blitzt das Licht,
Das heilige, der alten Schöpfung auf.
Laßts in der Schule dumpfen Mauern leuchten
Und strahlen durch die düstern Kirchenfenster,
Daß fromm das Wissen, hell der Glaube sei!
Und du, der Führer dieser jungen Schar,
Nicht adeln kann ich dich, wie mich der Kaiser;
Doch deinen Namen in die Adelsprache
Der Geister übertragen will ich ihn:
Philippus Schwartzerdt wurdest du geboren,
Doch, junger Deutscher, griechisch redest du,
Des heilgen Evangeliums hehre Sprache:
So heiße griechisch denn mit neuem Namen,
Und über Deutschlands Volk und Schul und Kirche
Erglänzen soll der Name hell „Melanchthon!"

2. Die Ankunft in Wittenberg. 1518

Melanchthon ist als Professor nach Wittenberg berufen worden und soll nun seine Antrittsrede halten. Vor dem Kollegiengebäude bewegen sich Studenten und Magister. Ihre Meinungen über den neuen, jungen Professor sind geteilt; es ist „ein Männlein klein und unscheinbar," „scheu und schüchtern thut er scheinen"; einer äußert sich sogar in derb studentischer Weise:

Der soll uns lehren? 's ist 'ne Schand!
Ein Küchlein, kaum vom Ei gekrochen!
Kommt, wenn er piepst, ihn auszupfeifen.

Auch die Professoren sehen ihrem jungen Kollegen mit geringen Erwartungen entgegen. Der Krieg zwischen Wittenberg und Rom hat begonnen, und da wäre ein tüchtiger Mitstreiter nötig. Nun schickt der Kurfürst diesen Knaben!

Nur Martin Luther bleibt getrost; es ist, als ob eine Ahnung ihm sagte, was er an Melanchthon haben sollte:

Ueberlaßts nur Gott,
Das ist der rechte Held in Not.
Er braucht zu seinem guten Werke
Nicht Rossestraft und Riesenstärke,
Er weiß den Kleinen stark zu machen
Und ist gern mächtig in den Schwachen.
Und dann bedarfs bei jedem Streit
Auch Geister sanft und friedbereit.

Melanchthon weiß, daß viele ihn mit mißtrauischen Blicken mustern; er, der heitre Pfälzer, fühlt sich so fremd im Norden. Sein Famulus hat alle Mühe, die Verstimmung zu verscheuchen. Der Hinweis auf Gottes Hilfe macht ihn mutig. Hier ist eine kurze aber äußerst sinnige Episode eingeflochten: des Bürgermeisters Töchterlein, Käthe Krapp, die eben zur Kirche geht, sieht mit herzlichem Mitgefühl die sorgenschwere Miene des jungen Gelehrten, der jetzt einen so schweren Gang geht, und schickt ihm durch ihre kleine Schwester ihren Kirchenstrauß. Dieser freundliche Gruß erquickt Melanchthon. Käthe wurde später Melanchthons Hausfrau.

Das Auftreten und der Vortrag Melanchthons wandeln bald alle Zweifel der Zuhörer in Staunen und Beifall. Mit lebhaftem Vivatrufen stürmen die Studenten aus dem Gebäude. Die Professoren, allen voran Luther, drücken Melanchthon in herzlichen Worten ihre Zustimmung und Bewunderung aus:

Ich bin so froh, Euch hier zu haben,
Zu nützen Eure hohen Gaben,

sagt Luther; er will ihn gleich dauernd an Wittenberg fesseln und zu seinem Mitarbeiter machen:

Euch hat zu seinem heilgen Werke
Der Herr gesalbt mit Geistesstärke;
Die sollet Ihr ihm nun bewähren,
Er wird in Euch sein Werk verklären.

3. Der Besuch in Bretten. 1524

Als weltberühmter Gelehrter und anerkannter Anhänger der Reformation kehrt Melanchthon in sein Vaterhaus zurück. Hier hat er sich zunächst mit der frommen Anhänglichkeit an die römische Glaubensweise, die ihm in seiner Mutter Barbara entgegentritt, auseinanderzusetzen. Sie ist entsetzt, daß ihr Sohn Luther anhängt:

In Kaisers Acht, in Papstes Bann —
Und du der Freund von solchem Mann!

Er sucht sie zu beruhigen, indem er sie versichert, daß er den frommen kindlichen Glauben an Gott, den Vater, ebenso habe wie sie, und sie auf den Quell der Wahrheit, das Neue Testament, hinweist.

In Melanchthons Bruder Georg ist die rasche, stürmische Art der Reformation verkörpert. Melanchthon verhält sich auch hiergegen ablehnend, was ihm Georgs Vorwurf einträgt:

Du bist halt immer noch der Milde!
Doch wenn man sich will Ruhe schaffen,
So heißts: Zerbrich dem Feind die Waffen.
Mel.: Ich fang sie auf mit meinem Schilde.
Georg: Ich sehs, du bist nichts für den Streit.
Mel.: Nein, nein, für Fried und Einigkeit.

Ein kleines, trefflich gezeichnetes Bild der Gesinnung und des Treibens der damaligen Kirchenfürsten ist in dem Durchzug des päpstlichen Kardinallegaten Campeggi gezeichnet, den die Schwartzerdtsche Familie von den Fenstern aus betrachtet. Die Kinder belustigen sich an den Aefflein, den Papageien, den Falken und dem sonstigen Tand und Prunk, der da mitgeführt wird. Georg macht seinem Ingrimm über das welsche und unheilige Wesen Luft; und Frau Barbara fällt es wie Schuppen von den Augen, ihre Ehrfurcht vor der römischen Kirche gerät ins Schwanken.

Bald wird Melanchthon Gelegenheit gegeben, seine Entschiedenheit im Festhalten der reformatorischen Grundsätze und in der Abwehr der päpstlichen Zumutungen kund zu thun. Nausea, ein Sekretär des Kardinals, sucht ihn auf und bemüht sich durch Schmeicheleien, durch Versprechungen durch Drohungen ihn auf die Seite des Papstes zu ziehen; doch Melanchthon bleibt fest; er verteidigt Luther und sein Werk:

Nicht Hochmut ists, was treibt den Hochgemuten,
Und Hoffart ist die letzte Sünde, deren
Ich mich anklagen muß. Der „Lucifer,“
Wie ihr den gottgesandten Helden nennt,
Er ist der Morgenstern, des Tages Herold,
Und ich, ich wandle seinem Lichte nach:
Ich werde mich von denen nimmer scheiden,
Die gleiche Wahrheit wie ich selbst bekennen.

Der schönste Lohn für seine Standhaftigkeit ist ihm das Lob seiner Mutter. Durchreisende Studenten und eine Abordnung Heidelberger Professoren bringen ihm Huldigung dar. Die Studenten berichten von Erasmus, den sie auf ihrer Reise in Basel getroffen; er hat den Verlockungen des Papstes nicht widerstanden und ist der Sache der Reformation untreu geworden. Wie erhaben steht neben ihm der an Gelehrsamkeit, Charakterfestigkeit und Treue gleich große Melanchthon!

4. Die Konfession zu Augsburg. 1530

Die Inszenirung dieses Teiles bot besondre Schwierigkeiten, da es galt, eine große Anzahl von Personen richtig zu gruppiren, ihre Meinungen zu charakterisiren und dabei die Einheit des Ortes und die Einfachheit der Handlung zu wahren. Und doch durfte der Augsburger Reichstag nicht übergangen oder nur flüchtig skizzirt werden, da hier gerade das bedeutsamste Eingreifen Melanchthons in die Reformation sich abspielte.

Die Handlung führt uns zuerst in die Sakristei der bischöflichen Kapelle. Hier sitzt Melanchthon mit seinen theologischen Freunden und schreibt und feilt gleichsam bis zum letzten Augenblick an dem Augsburger Glaubensbekenntnis, um ja die Ausdrücke so zu formen, daß sie nicht scharf und verletzend seien:

Sie sollen keinen Zunder finden,
Dran Streit und Krieg sich könnt entzünden.
O Gott, wie leicht ist der erregt,
Wenn Haß und Zorn den Funken schlägt.

Melanchthons Lebensberuf, Frieden zu stiften, wird durch seinen Freund Camerarius trefflich gekennzeichnet:

Ja, leicht ists für die Wahrheit rechten,
Ruhmvoll für Freiheit keck zu fechten,
Doch schwer, was dir zum Amt beschieden:
Unfried zu dulden für den Frieden.

Die evangelischen Fürsten treten nach und nach herzu: der greise, fest und treu zum Evangelium stehende Markgraf Georg von Brandenburg, der jugendlich rasche, kampfbereite Landgraf Philipp von Hessen, der entschlossene und opferbereite Kurfürst Johann von Sachsen; dieser ergreift zuerst die Feder und unterschreibt das Glaubensbekenntnis mit den Worten:

Ich thu nach meiner heilgen Pflicht
Und denk an das, was komme, nicht.
Hier steht mein Nam' als Unterpfand.

Nach ihm unterzeichnet der Landgraf:

Und hier — ich schreib ihn mit der Hand.
Ich denk, der Degen siegeln kanns.

Sodann der Markgraf Georg:

Die Hände zittern, Markgraf Jörg,
Doch was sie kritzeln, steht als Berg.

Es folgen noch einige kleinere Fürsten und Gesandte von Städten. — Wie trefflich sind schon durch jene wenigen Worte die unterzeichnenden Fürsten charakterisirt!

Während die Fürsten durch eine Seitenthüre in den Sitzungssaal des Reichstages treten, um „ein gut Bekenntnis nun vor vielen Zeugen kund zu thun,“ bleiben Melanchthon, Jonas und Camerarius in der Sakristei zurück und lauschen von hier aus der Verlesung des Bekenntnisses.

Der Kaiser sieht
Verdrießlich aus.
Mel.: Ach, er ist müd.
Jonas: Müd — wenns um unser Höchstes geht?
Cam.: Ihn langweilts, weil ers nicht versteht.
Mel. (seufzt): Ach Gott!

Diese Verdrießlichkeit, Müdigkeit und Langweile des Kaisers läßt keinen guten Ausgang erwarten.

Die drei Zuhörer begleiten die Verlesung des Bekenntnisses mit Bemerkungen und Erläuterungen, die dem Zuhörer seinen Hauptinhalt enthüllen.

Nach einer Verwandlung der Szene thut sich der Reichstag selbst in seiner ganzen Pracht auf. Dr. Beyer beendigt eben die Verlesung des Glaubensbekenntnisses. Fürsten und Bischöfe tauschen ihre Ansichten darüber aus. Der Kaiser fragt in gebrochenem Deutsch:

Das ist die Meinung eurer Theologen?
Kurf.: Nein, Majestät, wir evangelischen Stände,
Wir haben diese Lehre selbst erwogen,
Und unterschrieben habens unsre Hände.

Der Kaiser ist betroffen; er berät mit seiner nächsten Umgebung, während die Evangelischen stolz auf ihre Bekenntnisthat sind. Ein kaiserlicher Bescheid ermahnt sie zu bedenken, wie sie zurück zur Kircheneinheit kehren. Nachdem der Kaiser mit den katholischen Ständen abgetreten ist, schließen die Evangelischen angesichts der drohenden Maßnahmen einen Bund und reichen sich die Hände. Melanchthon bringt, gleichsam als einen Segen zu diesem Bunde, einen Brief Luthers mit den Worten:

Und zu dem Bunde sendet uns,
Der als ein Jünger und Prophet
Dort auf der heiligen Warte steht,
Von Koburgs Feste einen Sang:
Ein Segensgebet, ein Lied des Bunds,
Das schallt wie Siegruf in der Schlacht,
Das dröhnet wie Drommetenklang,
Voll Gottesmut, voll Glaubensmacht,
Das dringt hinauf zum Himmelsthron,
Das macht der Feinde List zum Spott.
Stimmt an mit hellem, hohem Ton:
Ein feste Burg ist unser Gott!

Begeistert stimmen alle in diesen Glaubens- und Siegesgesang ein. Und es wäre ein Wunder, wenn bei der Aufführung des Stückes es nicht auch die ganze Zuhörergemeinde thäte.

5. Die Bibelübersetzung

Nächst der Abfassung oder Umarbeitung der Augsburgischen Konfession ist die Teilnahme an der Bibelübersetzung Melanchthons bedeutendstes reformatorisches Werk. Sehr wirksam hat es der Verfasser verstanden, die gemeinschaftliche

Arbeit Luthers und Melanchthons an der Bibelübersetzung zur anschaulichen Darstellung zu bringen.

In Melanchthons Garten haben die Gehilfen unter Singen und Schwatzen auf einem Steintisch die Bücher zur ernsten, wissenschaftlichen Arbeit geordnet. Melanchthon erscheint, umgeben von einer Schar Studenten, mit denen er sich in freundlich belehrender Weise unterhält, bis Luther kommt. Die Schüler lassen die beiden Meister allein. Sie nehmen die Bibel im Urtext zur Hand. An einer Stelle aus dem Buche Hiob wird nun gezeigt, wie die Wissenschaft und Sprachkenntnis Melanchthons und das deutsche Sprachgeschick Luthers, verbunden mit Beider Frömmigkeit, das unschätzbare Werk der deutschen Bibelübersetzung zustande bringen. Sie arbeiten bis in die Nacht hinein; und sie hätten in ihrem Eifer noch nicht aufgehört, wenn nicht die sorgsame Hausfrau ihr Wort eingelegt und die Männer zur Ruhe und Schonung gemahnt hätte. Als sie eben aufbrechen wollen, bringt noch ein Bote für Melanchthon eine Ladung des Kurfürsten, an dem Religionsgespräch zu Regensburg sich zu beteiligen. So drängt bei ihm eine Arbeit die andre. Lächelnd aber sagt der vielgeplagte und doch immer arbeitsfreudige Mann:

Ich leb auf Konventen und sterbe da noch.
Doch ist mir nicht Ruhe beschieden,
So lebe ich und so sterbe ich doch
Für das Beste der Welt: für den Frieden.

6. Der Schmalkaldische Krieg

Diese Abteilung charakterisirt das Verhalten Melanchthons in den politisch-kirchlichen Wirren seiner Zeit. Es ist dem Verfasser gelungen, das Schwanken und die Unselbständigkeit, die sonst Melanchthon zum Vorwurf gemacht werden, aus seinem milden, friedfertigen Charakter und aus seinem weichen Gemüte zu begründen und zu rechtfertigen, sodaß die spätere Lebensperiode der früheren entspricht.

Durch Trauermusik wird der Zuhörer auf das Bild vorbereitet, das sich vor ihm entwickeln soll. Ueber Melanchthons Haus ist Trauer gebreitet: Luther ist gestorben; heute ist der Tag seiner Beerdigung. Schmerzlich bewegt kehrt Melanchthon von der Leichenfeier heim; es war seines Lebens schwerster Gang. Mit Luther hat er seines Lebens Halt und Inhalt verloren:

Ich stehe da und schau nach dir,
Du ließest deinen Mantel mir;
O du, Prophet, laß auf mir nun
Nur deines Geistes Hälfte ruhn,
Deinen tapfern Mut, deinen hohen Sinn,
Daß ich ein rechter Folger bin.

Und indem Luthers tapfrer Geist gleichsam ihn beseelt, schreibt er das „Gutachten über Gegenwehr", das beim Kurfürsten die letzten Bedenken gegen den Religionskrieg verscheucht. Es beweist, daß bei aller Weichheit Melanchthon doch zur rechten Zeit wußte entschieden zu sein:

Wer ohne Recht mit Krieg will drohn,
Ja, wegen der Religion
Uns überzieht: seis, wer es sei:
Es ist Gewalt und Tyrannei.
Und wenn es geht ums höchste Gut,
So wagt man freudig Hab und Blut.
Wir streiten nicht für Macht und Ruhm,
Wir stehn fürs Evangelium.

Dazu bricht häusliches Leid über Melanchthon herein. Käthe bringt ihm Nachricht von dem Tode der Tochter Anna; zugleich führt sie ihm ihre vier nunmehr verwaisten Enkelkinder zu. An dem Glauben und Gebet dieser Kleinen richtet sich der tiefgebeugte Mann wieder auf. Getröstet schaut er gen Himmel:

O du heiliger Christ,
Du schickst uns Helfer in den Nöten
Und Streiter in dem Kampf der Welt;
Denn Beter sind für uns bestellt.
Der Segen ruht in Kinderhänden,
Die müssen unser Werk vollenden.
Nun komm, was mag: in Gottes Namen!

Und schon kommt eine neue Hiobsbotschaft. Der Religionskrieg ist ausgebrochen, die beiden Häupter und Vorkämpfer der

Evangelischen sind in die Acht gethan. Der Papst schickt dem Kaiser Truppen und Geld. Doch Melanchthon bleibt unverzagt

Droben lebt der gute Hirt,
Der treulich seine Herde weidet
Und nimmer ihr Verderben leidet.
Die Wahrheit kann nicht untergehn,
Laßt uns zu ihr als Männer stehn!

Doch die Not steigert sich. Die Schreckenskunde wird ge bracht, daß Moritz von Sachsen die evangelische Sache verrater hat und schon den Thoren Wittenbergs naht. Die Sturm glocken erschallen, die Einwohner flüchten. Aber auch da bleib Melanchthon ruhig und weist alle Aufforderungen zur Fluch zurück. Er will auf seinem Posten ausharren. Erst als di Freunde ihm vorstellen, daß seine Gefangennahme den Glaubens krieg nur verschärfen werde, und als seine Studenten, u derentwillen er in der Stadt bleiben wollte, sich der allgemeine Flucht anschließen, entschließt er sich zur Abreise. Voll Güt nimmt er die Witwe Luthers in seinen Schutz. Vor Luther Bild nimmt er Abschied:

Du schaust so froh, so gotteskühn,
Doch sorgenvoll ist meine Mien.
Jesaja warst du, der Prophet,
Der auf der hohen Warte steht,
Ein Herold aus dem Himmelszelt,
Ein Freudenbote für die Welt.
Ich muß wie Jeremia zagen,
Muß auf den Mauern Zions klagen;
Doch will ich Gottes Lade retten,
Will jetzt sie in die Fremde betten,
Bis einst der Herr uns Wiederkehr
Aus der Gefangenschaft bescher.

7. Friede

Der Eingangschoral dieser Schlußabteilung „Jerusaler du hochgebaute Stadt" weist darauf hin, daß sie von Ewigkeit gedanken durchzogen ist.

Es ist ein schöner Herbsttag. Der betagte Melanchtho sitzt an seinem Gartentisch, der zugleich sein Arbeitstisch ist, u herbstliche Gedanken über der Welt Lauf und seines eign Lebens Gang bewegen ihn. Er, der Friedensmann, leidet unt den feindseligen Angriffen, denen er ausgesetzt ist, und unt dem Zwist, der die evangelische Kirche zerreißt:

O Herr, nimm doch in deine Hut
Mich vor der Theologen Wut.
Zwar sie auch trüg ich, wollt auch sterben,
Könnt ich nur so die Kirche einen
Und Frieden, Frieden ihr erwerben.
Um ihren Jammer muß ich weinen.

Sein Enkelkindchen Annchen, das fröhlich zu ihm eilt u mit ihm kost, heitert ihn wieder auf. In lustigem Spi kommen die übrigen Enkel mit herzu, und bald umringt d ganze Familie den Großvater. Alle bringen ihm Sträußch dar und singen ihm ein Lied. Nun erst merkt er, daß es e kleines Familienfest gilt: das fünfzigjährige Jubiläum sein Ankunft in Wittenberg. Studenten und Professoren beglü wünschen ihn und huldigen ihm. So entrollt sich ein B seiner weitgehenden Wirksamkeit und Bedeutung als „Leh Deutschlands." Bescheiden antwortet der Gefeierte:

Ihr Herrn beschämet mich mit eurem Gruße.
Ich danke euch und danke Gottes Güte,
Der mir vergönnt im Menschenalter Muße.
Am Lehren hing von Kind an mein Gemüte,
Die Wissenschaft war Labsal meines Lebens,
Am Geist der Jugend hab ich mich verjüngt.
Doch ich bin nah dem Ende meines Strebens,
Der leichte Bote nahet schon, der winkt
Mir einzutreten in die höchste Klarheit,
Wo unsers Wissens Stückwerk wird zur Wahrheit.

Doch die schönste Freude soll seinen Lebensabend n verklären. Ein Herold tritt auf und meldet die frohe Botsch daß zu Augsburg der Religionsfriede geschlossen sei. Begeist wird diese Kunde von allen begrüßt, namentlich aber v Melanchthon, der den Frieden stets gesucht hat und um sei Friedensliebe willen so viel angefochten worden ist. Tief wegt weist er auf den Gott des Friedens hin:

Nun danket Gott, der uns dies Heil beschieden,
Und stimmet an: Herr Gott, Dich loben wir!

Die Zuhörergemeinde wird sich wohl nicht enthalten, in dies Loblied einzustimmen und dabei dankbar der Männer und Güter gedenken, die die Reformation ihr geschenkt hat. —

Dem Stück ist eine kurze Spielanweisung beigefügt, die auf mannichfaltiger Erfahrung ruht. Eine Reihe von Bildern geben Fingerzeige für Kostümirung und Aeußeres der handelnden Personen.

Es ist wohl kaum etwas geeigneter, ein klares Verständnis und eine lebendige Vorstellung der Männer der Reformation und ihres Wirkens in breiteren Schichten des Volkes zu tragen, als solche religiöse Volksschauspiele. Wir rechnen es Thoma hoch an, daß er dieser Kunstrichtung seine Kraft widmet. Wie sein Lutherspiel und Gustav-Adolf-Spiel, so wird auch dies Melanchthonspiel seinen Weg durch das evangelische Deutschland nehmen und reichen Segen stiften. E Barck

Verschiedenes

(Das Evangelium der freiwilligen Armut) Dem evangelischen Christen erscheint es kaum verständlich, wie zwei Jahrhunderte von Abälard bis Dolcino die Nachfolge Jesu und der Apostel in freiwilliger Armut zu verwirklichen bestrebt waren, und doch ist es ein Stück des einseitig und buchstäblich aufgefaßten, unausschöpflichen Lebens und Geistes des armen Christus und der armen Apostel, das in diesen Männern lebte. Adolf Hausrath hat uns diese Märtyrer der Idee von der freiwilligen Armut in einem dreibändigen Werke, das Peter Abälard, Arnold von Brescia und die Arnoldisten behandelt, geschildert. Der letzte Band liegt jetzt vor. (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1895. 8 Mk.) In der dem Verfasser eignen glänzenden und fesselnden Darstellung führt es uns die mittelalterlichen Geisteshelden plastisch vor Augen, und da er den gelehrten Ballast, der nur den Kirchenhistoriker interessirt, in die Anmerkungen verweist, so ist das Buch dem Studium der gebildeten Laien in hohem Grade zu empfehlen. Der Verfasser folgt nicht dem Zuge der Zeit, diese Männer der freiwilligen Armut mit einer katholisirenden, unevangelischen Ueberschätzung zu schildern, sondern er zeigt auch bei aller Anerkennung ihrer Größe, wie ihr Ideal, für das sie lebten und kämpften, durch die Geschichte als eine Utopie, als ein Pseudoideal erwiesen ist. Wir versuchen den Inhalt des letzten Bandes möglichst mit den eignen Worten des Verfassers den Lesern der Christlichen Welt wiederzugeben.

Arnold von Brescia hatte die Religion den Händen des verderbten Klerus entrissen und der Pflege frommer Laien, die ein apostelgleiches Leben führten, ausliefern wollen. Die von ihm ausgehende Bewegung wurde durch das mittelalterliche Vagantenwesen mächtig gefördert. Durch den Hohenstaufen Kaiser Friedrich I., der Arnold dem Scheiterhaufen überliefert hatte, wurden auch seine Anhänger heftig verfolgt und verschwinden allmählich, aber Arnolds Lehre findet sich bei den lombardischen Waldensern wieder. Der reiche Kaufherr Valdez hatte die Bettlerwelt des Rhonethals organisirt, um die Gedanken des armen Lebens und der ständigen apostolischen Wanderpredigt zu verwirklichen, doch bald waren seine Anhänger in Konflikt mit der Kirche geraten und besonders der lombardische Zweig der Waldenser nahm eine scharfe Oppositionsstellung gegen Rom ein, die dem Apostel der Armen von Lyon ursprünglich fern gelegen hatte. An dem Ideal der apostolischen Wanderschaft, das diese Ketzer in das Jahrhundert geworfen hatten, entzündete sich das liebeglühende Herz des katholischen Heiligen und genialen Idioten, des Franziskus von Assisi. „Der düstere Geist der Opposition ist abgestreift, die Bußpredigt ist zu einer Jubelhymne auf die Güte des Schöpfers und die Schönheit der Schöpfung geworden, die neuen Armen treiben Askese, aber stets eingedenk des Wortes: Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht sauer sehen wie die Pharisäer." Der Ausgangspunkt des heiligen Franz ist ein andrer als der seiner Vorgänger im armen Leben, ihn lehrte nicht der Gegensatz gegen das hoffärtige Leben der Kirche die Armut, sondern das grenzenlose Mitleid mit den Aussätzigen und Krüppeln zog ihn zu den Armen. Der Papst Innocenz III. entschloß sich nur zögernd den Büßern von Assisi die Predigt zu erlauben, aber den Bemühungen des Kardinal Hugo und des weltlich gesonnenen Genossen des Franziskus, des Elias von Cortona gelang es, die Erweckungsbewegung kirchlich zu reglementiren und aus der freien Bruderschaft einen päpstlichen Bettelorden zu formen, der schnell eine gewaltige Ausdehnung gewann. Das Testament des Franziskus ist ein langer Protest gegen diese ganze neue Entwicklung. Während der Minoritenorden verweltlichte und im Kampfe um das Armutsideal sich zerrüttete, erstand in Segarelli, dem Stifter des Apostelordens, ein neuer Prediger dieses Ideals, der aber sein langes Wanderleben nach vierzigjähriger Wanderschaft in den Flammen des Scheiterhaufens 1300 endete. Doch die Bewegung war damit keineswegs erstickt, Dolcino hatte den Mut, das evangelische Recht der Armut mit dem Schwerte zu erweisen. Dieser Ghibelline kämpfte tapfer für die Wiederaufrichtung des römischen Kaisertums und die Reform der Kirche, bis auch er gefangen und als Ketzer 1307 dem Henker überliefert wurde. So endet diese Bewegung, die nur noch in dem Kampfe der Spiritualen innerhalb des Minoritenordens eine Fortsetzung findet; aber die Nachwirkungen sind noch bei keinem Geringern als Dante erkennbar, der, obwohl er als gläubiger Katholik, Sektirer wie Dolcino in die Hölle versetzt, es mit tiefster Begeisterung bestätigt, welchen Trost das Evangelium von der Armut denen gewesen ist, die vom Leben gemißhandelt in freiwilliger Entsagung ihren Stolz wiederfanden. G Grützmacher

(Die Sandgräfin) Roman von Gustav Frenssen. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. 544 S. Brosch. 4,50, geb. 6 Mk. Es ist mir fast peinlich, dies Buch nicht so gut besprechen zu können, wie ich gern möchte. Daß ich es möchte, kommt daher: der Anfang, ja die ganze erste Hälfte zeugt von einem ungewöhnlichen Talent, das eine interessante und schwierige psychologische Entwicklung mit Anschaulichkeit und Naturwahrheit zu schildern versteht und über einen großen Reichtum guter Beobachtung der Natur und des Menschenlebens verfügt. Ich kann wohl sagen, daß ich lange nichts so Fesselndes gelesen habe, wie die Schilderung des gesunden und stärkenden Einflusses, den Gertrud Knee, das verwaiste letzte Kind eines edeln, aber verarmten Adelsgeschlechtes, durch ihre Thatkraft und Frische auf ihren an den Folgen einer Verwundung nervös und kleinmütig gewordnen, in Unthätigkeit und ein Traumleben der Erinnerung versunkenen und von dem bösen Geist eines betrügerischen Verwalters, durch Stubenluft, Grog und Nikotin halb vergifteten Onkel und dessen unerzogne und sittlich gefährdete, aber harmlose und warmfühlende Tochter Frauke ausübt. Wie sie in dem Onkel ritterlichen Sinn, Selbstvertrauen, Verantwortlichkeit weckt, der Kusine die Augen öffnet für das, was sie ihrem Vater sein müsse und ihrem Verwalter nicht sein dürfe, wie unter der belebenden Wirkung ihres Mutes der alte treue Diener des Hauses neu auflebt, das verfallne Gut ein andres Gesicht annimmt und dem Verwalter das Gewissen schlägt, das alles ist spannend und gewinnend erzählt. Aber es ist, als ob die Kraft des Dichters sich damit erschöpft hätte. Gertrud ist zu spät gekommen. Die Feinde ihres Onkels, der Verwalter und der Gutsbesitzer Thorbeecken, den ein alter, durch Gewissensqualen über heimliche Schuld immer von neuem angefachter Haß gegen das Kneesche Geschlecht erfüllt, haben schon zu lange ungestört gearbeitet. Das Gut ist nicht mehr zu halten. Ich will nun nicht weiter erzählen, wie der Dichter diese Not löst und alles zum glücklichen Ende führt. Aber ich kann nicht verschweigen, daß die Art der Lösung empfindliche Mängel zeigt. An die Stelle der psychologischen Entwicklung treten wunderbare Zufälle. Aus Amerika kommt der Retter in Thorbeeckens Sohn, der den Vater einst verlassen hat, weil er seine Schuld nicht teilen wollte, und leistet volle Bürgschaft für die Schulden des Gutes. Er liebt schon ahnungsvoll Gertrud Knee, ehe er sie gesehen hat; alte Weissagungen werden lebendig, alte Ruinen fallen ein, und aus dem Einsturz wirbelt der Wind eine vergilbte Urkunde auf, der alte Thorbeecken sieht furchtbare Erscheinungen u. s. w. So lebhaft der Dichter schildert, so warm er das Herz der Leser für seine Menschen zu interessiren weiß, man kommt doch angesichts dieser Häufung unwahrscheinlicher Vorfälle und Situationen über ein gewisses Unbehagen nicht hinweg, das auch die niedliche aber breite Liebesgeschichte zwischen der jungen Frauke und dem erst wegen seiner Ehrbarkeit von ihr gering geachteten, dann wegen seiner Treue und Festigkeit geliebten Christian Möller nicht zu bannen vermag.

Stormsche Romantik, Spielhagensche Darstellungskraft und etwas von Charlotte Nieses Beobachtungsgabe sind dem Dichter eigen. Möchte der gewiß noch junge Dichter seine bedeutenden Gaben, namentlich seine Phantasie, noch etwas in Zucht nehmen lernen. Dann dürfen wir von ihm gewiß ein Buch erhoffen, das ganz auf der Höhe der ersten Hälfte des vorliegenden steht. Gerade weil ich diese Hoffnung hege, habe ich meine Ausstellungen und Bedenken nicht verschwiegen. E Foerster

(Ein neues Buch von Jan Maclaren) Kate Carnegie and Those Ministers. By „Jan Maclaren" (D. Watson). London, Hodder and Stoughton, 1896. 6 s.

Schon in Nr. 50 des Jahres 1895, als wir zum erstenmale auf Jan Maclarens schottische Dorfgeschichten aufmerksam machten, war davon die Rede, daß der Verfasser sich demnächst auf dem Gebiete des Romans versuchen würde. Hier ist das Buch. Wem es die beiden Bändchen Beside the Bonnie Briar Bush und The Days of Auld Langsyne*) angethan haben, der wird mit beiden Händen zugreifen. Denn der Weg führt uns wieder nach Drumtochty, in das stille Thal; und alte vertraute Gestalten, die uns lieb geworden sind, tauchen von neuem auf. Wir fühlen uns sofort wieder heimisch. Auch in diesem neuen Buche weht, wie in den frühern, dieselbe fromme, reine Luft, in der einem so wohl wird; derselbe köstliche Humor, derselbe tiefe schottische Ernst spielt um die alten und die neuen Freunde im Tochty-Thale. In der Charakterzeichnung hat sich Maclaren vielleicht noch vervollkommnet. Ihn beim Porträtiren zu beobachten ist ein Genuß eigner Art.

Freilich fordert er diesmal doch etwas zur Kritik heraus. Der Titel weist zwar nicht den Vermerk auf: A novel, wie es sonst wohl bei Romanen Brauch ist. Aber das Buch soll doch offenbar ein Roman sein; und wenn man das weiß, legt man unwillkürlich einen andern Maßstab an. Als Roman im eigentlichen Sinne des Wortes kann „Kate Carnegie" auch vor einem wohlwollenden Urteil nicht ganz bestehen. Dazu fehlt es zu sehr an straffem Zusammenhang. Denn wenn auch der Darstellung durch die Entwicklung des Verhältnisses zwischen dem jungen Freekirk-Pfarrer Carmichael und Kate Carnegie ein gewisser Zusammenhang gegeben ist — der Faden reißt nur zu oft. Namentlich in der ersten Hälfte hungert man förmlich nach ein wenig Fortschritt in der eigentlichen Handlung. Denn das Interesse für die beiden Hauptpersonen hat der Verfasser gleich im Anfang, in

*) Beide in der Tauchnitz Edition, je 1,60 Mk.

den vorzüglich gelungnen Eingangskapiteln, recht kräftig erregt. Aber man hat nachher oft den Eindruck, als hätte der gute Verfasser den Sack so voll charakteristischer Geschichtchen, daß er davor gar nicht ausschreiten kann; und nun purzelt ein Stück nach dem andern heraus, und er stolpert darüber, bückt sich auch gar noch nach jedem einzelnen. Da wird der Leser ungeduldig, zumal wenn er selbst hoffnungslos in Kate verliebt ist und nun gern weiter von ihr hören möchte. Schließlich muß darunter auch der Eindruck der zum Teil ganz prächtigen eingeschobnen Stücke leiden. Reichte der Stoff zu einem Roman nicht aus, so ließ sich zweifellos eine ausgezeichnete Novelle daraus machen, und zwar einfach durch energische, umfangreiche Streichungen. Das Gestrichne brauchte darum nicht unter den Tisch zu fallen; es hätte mit andern neuen Skizzen zusammen später zu einem weitern Bändchen, ähnlich den beiden ersten, vereinigt werden können.

Dazu kommt noch, daß die Chronologie der einzelnen Teile zuweilen so locker ist, daß einem fast schwindlig werden kann. Oft trottet man fröhlich hinter dem humorvollen Erzähler her und denkt, man ist mitten drin in der Geschichte, da bekommt man einen Nasenstüber und hört „das war, ehe General Carnegie und Kate ins Thal kamen." Aber böse kann man dem Verfasser trotzdem nicht sein; dazu hat er eine zu liebenswürdige Art. Und wenn man das Ganze einfach nur als einen neuen Blumenstrauß aus Drumtochty hinnimmt, dem mit der Herzensgeschichte der beiden Hauptpersonen nur ein loser Faden beigegeben werden soll, so darf man alle kritischen Bedenken ruhig dahinten lassen und kann sich herzlich freuen an den köstlichen Szenen und Bildern, die der Verfasser hier aneinander gereiht hat. Auf den Charakter des Romans wollen wir ja in solchem Falle gern verzichten. Freilich das soll doch auch nicht unausgesprochen bleiben: wenn Maclaren sich die Zeit nähme, würde er bei seiner eminenten Menschenkenntnis und der wundervollen Gabe der Charakterzeichnung ohne Zweifel auch einen Roman liefern, der sich sehen lassen könnte. Aber Roman oder nicht: das Buch ragt als Ganzes doch um Kirchturms Höhe über die Massenprodukte des modernen Büchermarktes hinaus, und es ist eine Freude, es den deutschen Lesern empfehlen zu können.

Auf eins möchten wir noch besonders aufmerksam machen, weil es ein Licht auf die im besten Sinne vornehme Gesinnung des Verfassers wirft. Bei der Anzeige von The Days of Auld Langsyne (Nr. 16 v. J.) hatten wir von einigen Kraftproben staatskirchlicher Engherzigkeit in der Beurteilung der (angeblich in seinen Büchern dokumentirten) „Theologie" des nonkonformistischen Maclaren zu berichten. Dieser hat darauf in dem vorliegenden Bande damit geantwortet, daß er die Figur des staatskirchlichen Dr. Davidson mit ganz besondrer Liebe und Feinheit gezeichnet hat. Ueberhaupt muß, sollte ich meinen, einen englischen Leser die strenge Gerechtigkeit und Unparteilichkeit in der Darstellung des staatskirchlichen und dissentirenden Elements in der schottischen Bevölkerung, zumal bei der heutigen gegenseitigen Spannung, besonders wohlthuend berühren. — Jenen Kritikern, die geschmackvollerweise aus den harmlosen Dorfgeschichten eine anrüchige Theologie herausgelesen hatten und schon das theologische Messer wetzten, hat Maclaren unterdessen authentisches Material zur Beurteilung seiner Theologie an die Hand gegeben, in einem Buche, das uns demnächst auch in diesen Spalten beschäftigen soll. P Jaeger

(Deutsch-Christliche Bildung) Dies der Titel einer in zweiter Auflage (Gera, J. Becker, 30 S. 50 Pfge.) erschienenen Flugschrift, von der man wünschen möchte, daß sie an die vielen „rechten Stellen" gelange. Was „Bildung" heißt und was diesen Namen zu Unrecht führt, was deutsch-christliche Bildung ist und was zu ihrer Erwerbung und Ausbreitung gethan werden soll, das ist ihr Inhalt. Wir haben in letzter Zeit so viel von „nationaler" Gesinnung und Weltanschauung gehört, aber wo ist jemals so kräftig, wie es hier geschieht, gesagt worden, daß das, was wir „deutschen Geist" nennen, seiner Herkunft, seinen Bestandteilen, seiner ganzen Art nach in Wahrheit deutsch-christlicher Geist ist. Gegenüber den „nichts als Nationalen," die wohl gar das Christentum als einen fremden Blutstropfen ausscheiden möchten, kommt hier die Wahrheit zu Wort. Wie der Titel zeigt, handelt es sich nicht um ein politisches Parteiprogramm, sondern um ein ethisches. Ausbildung deutscher, christlicher Persönlichkeiten ist das Ziel. Ich hebe das deswegen hervor, weil ich mich bei andrer Gelegenheit dafür ausgesprochen habe, daß man ein Programm für eine politische Partei nicht auf solche Grundsätze aufbauen kann. Das ist ein Unterschied.
Johannes Weiß

(Das armenische Hilfswerk) geht mit Gottes Hilfe vorwärts. Niemand denke, daß die türkischen Reformen es überflüssig machen. Das Amtsblatt der Regierung Sr. Majestät des Sultans veröffentlicht täglich die Reformprojekte bündelweise, und es tagen im Yildiz Kiosk so viele Kommissionen, daß der Wirrwarr im Regiment größer ist denn je zuvor. Von den glücklichen Armeniern, die soeben aus dem Konstantinopler Zentralgefängnis entlassen worden sind, berichtet die Frankfurter Zeitung, daß ihr Los elend genug war. „Trotzdem den Meisten der Hunger am Gesicht abzusehen war, mußten sie erst den weiten Weg nach der armenischen Kathedrale machen, wo jeder Einzelne einen Treueid abzulegen und darüber eine Bescheinigung auszustellen hatte. Was die Tausende, die kein Geld besitzen, nun in Konstantinopel beginnen werden, ist schwer zu sagen. Ihre früheren Stellungen als Geschäftshamals sind ihnen von den Türken weggenommen worden, und zu andern Beschäftigungen sind sie kaum zu verwenden. Es wäre daher nur recht und billig, wenn der Sultan ihnen die Mittel zur Ansiedlung in ihren Heimatsprovinzen gäbe und sie gleichzeitig gegen das kurdische Gesindel schützte, bei dem das Leben eines Armeniers nur sehr niedrig im Werte steht." Das wird der Sultan wohl bleiben lassen. R

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für di armenischen Waisen): 117,20 Mk. aus der Gemeinde Bornheim be Bonn; je 20 aus der Gemeinde Daubhausen bei Wetzlar, zweite Sendung gesammelt unter dem Weihnachtsbaum der Ressource in Mewe*; 18 vo B, Gardelegen; 15 von K, Lauenburg in Pommern; 10 aus der Ge meinde Schönberg, O.-L.; 7,50 aus der Gemeinde Bergkirchen; 7,10 ge sammelt unter evangelischen Arbeitern am Dortmund-Ems-Kanal 7 aus Hain-Gründen; 6 von B v Sch, Merseburg; je 5 gesammelt i Hordorf bei Oschersleben; N N in T.

Herzlichen Dank! D H

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als Probenummer in stärkerer Auflage ge druckt; wir empfehlen sie zur Werbung neuer Freunde angelegentlichs Die Verlagshandlung versendet sie an jede Adresse unentgeltlich in be liebiger Anzahl. Auch sei an die monatlichen Probe-Abonnement erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlags handlung vier aufeinanderfolgende Nummern je nach Erscheinen m oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Feine ganzleinene Einbanddecken für alle Jahrgänge sind fü je 1,60 Mk. durch alle Buchhandlungen und von der Verlagshandlun selbst zu beziehen; ebenso Decken für Christliche Welt und Chroni zusammen, also mit breiterm Rücken für denselben Preis. Desgleiche die Jahrgänge 1890, 1894, 1895 und 1896, geheftet oder in Nummer für je 8 Mk., gebunden für je 11 Mk. Der Jahrgang 1887 ist vol ständig, Jahrgang 1888 bis auf einige Nummern vergriffen, vom Jah gang 1889 das erste und zweite Quartal, beim Jahrgang 1891 feh das erste Quartal, beim Jahrgang 1892 das vierte Quartal, beim Jah gang 1893 sind vom ersten Quartal sechs Nummern nicht mehr vo handen. Einzelnummern können jederzeit, soweit sie nicht vergriffe sind, für 20 Pfge nachbezogen werden.

Neben der Christlichen Welt erscheint als selbständiges Blatt d Chronik der Christlichen Welt, ein kirchliches Nachrichtenbla Man bestellt sie für 1,50 Mk. auf das Vierteljahr. Postnummer ist 153 Nr. 1 wird ebenfalls als Probenummer unentgeltlich in beliebiger A zahl ausgegeben. Von den frühern Jahrgängen können der erste, 189 der vierte und fünfte, 1894, 1895 noch für je 4 Mk., der sechste, 189 für 6 Mk. nachbezogen werden, beim Jahrgang 1892 fehlen die Nrn. 4 und 47, beim Jahrgang 1893 die Nrn. 15, 23, 24, 41 und 43. Einze nummern sind, soweit sie noch vorhanden, für 20 Pfge zu haben.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 1 der „Chronik der Christlichen Wel

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend
treffen sich bis auf weiteres an jedem ersten Montag im Monat na mittags 4—6 Uhr in Frankfurt a. M., Rosenau, Reuterweg 8. Frau sind willkommen. — Nächste Zusammenkunft 1. Februar: Freimaurer und Christentum.

Soeben ist erschienen:
Hefte zur Christlichen Welt Nr. 25
Die gegenwärtige Lage des Protestantismus
von
Adolf Harnack
Preis 40 Pf.
Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Soeben erschien:
D. Julius Kaftan, Prof.
Das Christentum und Nietzsches Herrenmora
Ein Vortrag geh. im Berline Zweigverein des Ev. Bundes gr. 8°, 24 S. Preis 50 Pf
Georg Nauck (Fritz Rühe
Berlin S.W. 12

Mein soeben ersch. Katalog Nr. 65 enthält über
2000 theolog. Bücher zu billigen Preisen.
Gleichzeitig ersch. ein neuer
Lager-Katalog
mit systemat. u. Schlagwort-Register. Bitte gratis zu verlangen. Liefere alle von anderen Seiten angezeigten Bücher zu denselben oder noch billigeren Preisen.
Georg Nauck,
Berlin, Friedrichstr. 52/53
Prospekte gratis und franko.

Pianinos, Harmoniums
von ℳ 400.—an. von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottageorgeln Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seine Art, franco. Nichtgefallende In strumente auf meine Kosten zurück
Wilh. Rudolph
in Giessen Nr. 162.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig